

BIBLIOTEKA  
Instytutu  
Morskiego  
w Gdańsku

~~94305 II~~



1133797

Herrn Rentier J. A. Kasselow  
ergebnis überreicht.

Inst. Belt.

Stettin, 10. März 1916. Dr. O. Altenburg

731892

DEM MUSEUM  
ZU  
SEINER EINWEIHUNG DARGEBRACHT  
VOM  
STADTGYMNASIUM

1. Museumsgänge mit Primanern, von Gymnasialdirektor  
Dr. Gustav Eskuche
2. Pommersche Volkstypen in der Dichtung, von Oberlehrer  
Dr. Otto Altenburg



STETTIN 1912

nie pożyczają się do domu

MUSEUM MUSEUM

MUSEUM MUSEUM



II 411738



Biblioteka Główna

UNIWERSYTETU GDAŃSKIEGO



\*1100613654\*

D 218/45/06

101-

# MUSEUMSGÄNGE MIT PRIMANERN, VON GUSTAV ESKUCHE

Die Schule übt zwar mit ihren Schülern die köstlichen Fähigkeiten des Zeichnens und Singens, hat aber bis vor zehn Jahren so gut wie nichts getan, um die in Verstand und Gemüt wurzelnde Fähigkeit zu entwickeln, einem Kunstwerke, namentlich einem Gemälde oder Bildwerke gegenüber, weder in **Begoisterungsschwindel** noch in keckes **Kritisieren** zu geraten, sondern das Kunstwerk zu **verstehen**, ich meine, durch scharfes **Anschauen** und schlichtes **Empfinden** ungefähr der seelischen Verfassung nahe zu kommen, die der Künstler hatte, als er sein Werk schuf.

Eskuche, Stettiner Antrittsrede Ostern 1906

## ERSTER SPAZIERGANG

**Lehrer:** Sehen Sie sich die Bildwerke an, nicht die Unterschriften! Die erzählen, wer das Bildwerk geschenkt hat. Nichts fragen! Nur die Augen auf und betrachten!\*) Und zwar jeder, was ihn interessiert, noch keine Einzelheiten, nur jedesmal das ganze Werk mit den Augen auffassen! — Und nun im einzelnen und zwar zunächst das vielleicht **seltsamste Stück\*\*** der Stettiner Bronzesammlung, seltsam schon durch die Gegensätze, bekleidet, nackt, hier eine edle Frau, dort ein Mann mit hässlichem Pferdeschweif auf dem Rücken! Beschreiben Sie den Mann. **Schüler:** Der linke Arm ist bewegt, wie wenn er zurückschreckt, der rechte wie zur Abwehr erhoben, das linke Bein tritt rückwärts, das rechte ist nach vorn gestreckt, der Kopf ist geneigt und blickt nach unten, vielleicht in Furcht. **L.:** Wie ruhen die Füße auf dem Boden? **Sch.:** Nur auf den Zehen. **L.:** Was für eine Bewegung hat der Mann vorher gemacht? **Sch.:** Nach dem rechten Bein zu urteilen, eilte er vielleicht auf Pallas Athene hin. **L.:** Gewiss, es ist Athene. Sie sehen es an Helm und Lanze. Beschreiben! **Sch.:** Die linke Hand wehrt den Mann ab, die rechte hält die Lanze, der Daumen liegt fest am Schaft. **L.:** Weshalb legt sie den Daumen so? **Sch.:** Sie kann die Lanze besser regieren. **L.:** Welche Bewegung macht das linke Bein? **Sch.:** Es gibt die frühere Bewegung auf; ruht nur auf den Zehen, das rechte Bein trägt den Körper. **L.:** Die Kleidung! **Sch.:** Ein Helm bedeckt den Kopf, unter ihm ist lockiges Haar zu sehen. **L.:** Stets ein sinnvolles Verbum zu einem klar geschauten Gedanken! **Nicht:** ist zu sehen? **Sch.:** Quillt hervor. Ein Gurt hält oberhalb der Hüfte den faltigen Rock zusammen, ein ärmelloses Gewand legt sich darüber, die Füße sind von Sandalen geschützt. **L.:** Was fällt am Helm besonders auf? **Sch.:** Der grosse Helmbusch. **L.:** Nun der Mann! Weshalb mit Rosschweif am Rücken? **Sch.:** Der Künstler will das Tierische darstellen, eine Art Kentaur. **L.:** So was wie ein Waldschrat, wie ihn die neue deutsche Dichtung im „Waldschrat“ der „Versunkenen Glocke“ versucht hat. Sehen Sie hier: die Nase kurz und platt, also unedel, der Mund dicklippig, wirkt noch breiter durch den Schatten des Bartes. Wie erscheinen Bart und Haupthaar? **Sch.:** Ungepflegt. **L.:** Wie ist der Körper gestaltet? **Sch.:** Etwas athletenhaft, aber nicht dick, sondern sehnig, wie bei einem Naturmenschen. **L.:** Stellen Sie sich einmal so hin wie dieser Naturmensch! Sie merken, wie dem Ungeübten ein Zittern durch Füße und Beine geht. Welcher Augenblick der Bewegung ist dargestellt? **Sch.:** Der plötzliche Übergang vom Vorschreiten zum Rückschreiten. **L.:** Da sind alle Muskeln in lebendigem Spiel. — Nun, was möchte jeder gern wissen, wenn er diese Gestalten so voreinander sieht? **Sch.:** Was geht hier vor? **L.:** Der Blick des Naturmenschen ist auf den Boden gerichtet. Vielleicht sieht er da etwas.

\*) Bilder erschienen mir zu diesem Bericht, der das **Stenogramm zweier Primaner** mit Kürzungen und stilistischen Änderungen wiedergibt, nicht nötig. die besprochenen Bildwerke sind fast in jeder Kunstgeschichte zu finden, für uns Stettiner stehen sie im Museum. — Zur Zeitersparnis und um die Unlustigen munter zu machen, waren die (22) Schüler schon beim Bilderbetrachten in der Klasse daran gewöhnt worden, jede Menschengestalt nach folgenden Teilen schnell und streng sachlich zu beschreiben: 1) linker Arm mit Hand, rechter Arm mit Hand; 2) linkes Bein mit Fuss, rechtes Bein mit Fuss; 3) Kopf, auch Richtung und Einzelheiten; 4) Gesamthaltung des Körpers; 5) Kleidung und Gerät; 6) Was will der Mensch tun? Was hat er kurz vorher getan? Was denkt und empfindet er wohl? — Berechtigte Abweichungen von dieser sehr brauchbaren Richtschnur wurden natürlich stets gerne gesehen. Verboten waren alle kunstgeschichtlichen Gelehrtheiten und alles ästhetische Getue. Vgl. die grundlegenden Schriften von Lichtwark, Luckenbach, auch Fartwängler und Urlichs, sowie Kekule von Stradonitz \*\*) Athene und der Satyros

Sehen Sie nichts? **Sch.:** Nein. **L.:** Gehen Sie näher und suchen! **Sch.:** Zwei Stäbe mit Spitzen **L.:** die hohl und an einem Ende offen sind, also was wohl sind? **Sch.:** Eine Flöte. **L.:** Nein, zwei Flöten. — Athene hatte die Flöten erfunden, ging blasend durch die Fluren, kam an einen See und blickte in die stille Flut: sie sah beim Flötenspiel ihre Backen aufgeblasen, den schönen Mund verzerrt und warf die Flöten entsetzt fort. Ein Waldschrat, ein Satyros, sah es, lief hinzu und wollte die Flöten nehmen. Aber Athene wehrte es ihm. Das sehen Sie hier. — Wie kann man die Körperstellung des Satyros knapp bezeichnen? **Sch.:** Abwehrend. **L.:** Anders! Denken Sie an die Augenblicke kurz vor- und kurz nachher. **Sch.:** Ganz aussergewöhnlich. **L.:** Zu allgemein. Halten Sie die Stellung im Gedächtnis fest und betrachten jetzt hierneben den **Diskoswerfer.**\*) Er ist von demselben Erzgiesser. Auch dieser Bewegung folgt, wie man sieht, sofort eine ganz andere Bewegung, hier ist der Körper zusammengezogen, dort war er sozusagen auseinandergebreitet. Beschreiben Sie diesen Mann, in der üblichen Art. **Sch.:** Der linke Arm lehnt sich leicht ans rechte Knie, die linke Hand ist gestreckt. Der rechte Arm schwingt weit nach hinten den Diskos. Das linke Bein trägt den ganzen Körper, der rechte Fuss stützt sich lose auf den Boden, das rechte Bein ist nach hinten gerissen. **L.:** Was ist noch mit nach hinten gerissen? **Sch.:** Der ganze Oberkörper, besonders der linke Arm. **L.:** Betrachten Sie die ausgebreiteten Finger der rechten Hand. Denken Sie an einen Kegelspieler, der seiner Kugel nachschaut. — Wie ist das rechte Bein gestellt? Sehr schön? **Sch.:** Unnatürlich. **L.:** Selbverständlich natürlich; ein griechischer Erzgiesser, wie dieser hier, kannte die Natur. Wir bebrillten Menschen haben erst durch die Schnellphotographie, auch durch den Sport, gelernt, Augenblicksvorgänge zu erkennen. Die griechischen Künstler waren keine lichtscheuen Höhlenbewohner wie wir meisten häuserbewohnenden Nordländer, die Griechen bewegten sich, von Jugend an bis in das späte Mannesalter oft täglich stundenlang auf Sport- und Spielplätzen. Da lernten sie sehen und studierten die Körper edler Bürger und Bürgersöhne. — Welcher Augenblick des Diskosspiels ist hier vom Künstler gesehen und dargestellt? **Sch.:** Wo der Diskos abgeschwungelt werden soll, nach einem möglichst entfernten Punkte. **L.:** Alle Muskeln sind auch hier angestrengt. Wie wirkt aber dieser Körper auf uns, verglichen mit dem Naturmenschen drüben? **Sch.:** Edler. **L.:** Dazu stimmt das Gesicht. Stellen Sie sich hier hin, betrachten Sie das Profil. — Bei Kunstwerken bestimmen wir sonst die Gesichter nicht auf „schön“ und „hübsch“, was im Leben oft eine so grosse Rolle spielt. Doch wegen des Gegensatzes zu dem Satyros fragen wir: ist das ein hübscher Jüngling? **Sch.:** Das Profil ist schön. **L.:** Sogar fein. Aber dasselbe Gesicht von vorn, wie viel weniger schön! Woher? **Sch.:** Die Haare treten so tief ins Gesicht. **L.:** Gewiss, dadurch wird die Stirn niedrig. Das Geistige tritt zurück. Was soll in diesem Menschenleibe dargestellt werden? Wer kann, was Sie gewiss alle fühlen, in Worte fassen? **Sch.:** Kraft und Jugend, durch Turnen ausgebildet. **L.:** Der Künstler hiess Myron, stammte vom Südabhang des Kithairon, arbeitete in Athen, hochgeschätzt, und übertroffen nur von Pheidias, der zu schnellerem und grösserem Ruhm gelangte durch die grossen Aufträge für die Neubauten auf der Stadtburg. — Weiter! Betrachten Sie hier den **blau-grünen Mann.**\*\*\*) Beschreiben Sie ihn! Woher so blau-grün? **Sch.:** Er ist oxydiert, hat lange in der Erde gelegen. Die linke Hand ist erhoben, scheint etwas getragen zu haben, die rechte Hand hängt herab, hält ein Messer. **L.:** Die Stellung der Beine. Was tut der Mann damit, was tut er nicht? **Sch.:** Er schreitet nicht. Das rechte Bein ist nur seitwärts gestellt. Der Kopf ist nach vorn gerichtet, etwas schräg links, das Haar hängt in Löckchen herab. **L.:** Die Schultern scheinen ein wenig hinaufgezogen zu sein, sind es aber nicht, nur eckig, besonders im Vergleich zu dem sonst zierlichen Körper. Das angebliche Messer in der Rechten ist kein Messer, sondern? **Sch.:** Ein Schaber, zum Abschaben nach dem Ringen. Oder vielleicht ein Plektron? **L.:** Ja, und in der Linken trug er, entweder an den Körper gelehnt oder herabhängend,

\*) Geschenkt von Herrn Eugen Zander

\*\*) Der Kasseler Apollon

seine Leier. Vielleicht ist's ein Gott, wohl gar Apollon, vielleicht ein Erdensohn. Wir fragen vor allem: was sehen wir mit unseren Augen? — Der Mann schreitet nicht. Sie kennen die Geschichte von dem Luftflieger und Bildhauer Daidalos, er wagte zuerst freie Bewegung darzustellen. Die ersten Gottesbilder wurden aus Holzstämmen geschnitzt, vielfach aus den Stümpfen geborstener heiliger Bäume, in deren Rauschen die alten Griechen genau so wie unsre germanischen Vorfahren das Wehen der Gottheit vernahmen. Um den Holzstumpf wurde ein Tuch, der Mantel gebreitet, aus dem der geschnitzte Kopf herausragte. Kühner geworden, liess man das Tuch fort und schnitzte auch die Gestalt heraus. Noch wusste man nicht, dass die Glieder zum Arbeiten, die Hände zum Handeln, die Beine zum Gehen sind. Daidalos erst erlöste seine Gestalten aus ihrer Starrheit. Aber sie schreiten noch nicht, selbst dieser Jüngling, den zwar ein Künstler wohl lange vor Myron geschaffen hat, schreitet noch nicht: auch die eckigen Schultern und die modischen Löckchen zeigen noch eine gewisse Starrheit, Befangenheit des gestaltenden Künstlers. — Sehen Sie dagegen hier:\*) der Mann schreitet zwar nicht, aber er regt die Beine. Diese Beine leben! Prüfen Sie an sich, ob ein Mann, der so steht, fest steht. Beschreiben! Sch.: Die linke Hand schabt mit einem **Schabeisen** unter dem rechten Arm sich den Staub und das Oel ab. Das linke Bein trägt den Körper, das rechte stützt sich nur auf Zehen und Ballen. L.: Sehr richtig gesehen. Der Körper bewegt sich, wiegt sich leise. Wohin sieht der Mann? Wohin nicht? Sch.: Nicht auf seine Hände, sondern in die Ferne. L.: Sehr richtig. Etwas nachdenklich. Froh oder ernst? Sch.: Ernst. L.: Was hat er vorher getan? Sch.: Gekämpft, er denkt an den Ausgang, oder an einzelne Vorfälle beim Kampf. L.: Wer erkennt in diesem Gesicht noch Genaueres als „sinnend“? Sch.: Etwas verdrossen. L.: Das Profil ist schön. Was zeigt es im Vergleich zu den vorhin betrachteten Köpfen? Sch.: Es ist wie ein Porträt. L.: Aber nicht sehr durchgeistigt! Vergleichen Sie mit diesem Jüngling hierneben diesen Mann, einen hellenistischen **Söldnerführer**: Der Körper gedrungen, roh, muskulös; das Gesicht wie von Anstrengungen und Leidenschaften durchfurcht. Was dagegen soll dieser Jüngling darstellen? Sch.: Körperliche Schönheit. L.: Ein Stück Natur, ein Mensch, der frei in der Natur sich zu bewegen von Jugend auf gelernt hat. Nur Götter und Ringer werden in der strengen griechischen Kunst nackt dargestellt. Denn auch die Griechen, die ja im ganzen der Natur näher standen als wir späten Nordländer, kannten ein fein entwickeltes Schamgefühl. Sie kennen die ritterlich feine Art, mit der Odysseus, vom Meer an den Phaiakenstrand geworfen, sich einen Zweig vom Baume bricht, um seine Blösse vor der Nausikaa zu bedecken. Nach dem jugendlichen Turner — hier **dieser Männerkopf!**\*\*) Kein sogenannter schöner Mensch, das sieht jeder. Beschreiben Sie von oben nach unten gehend! Sch.: Die Stirn ist kurz, die Nase eingedrückt, klumpig, der Mund ziemlich gross, die Lippen dick, der Kinn- und Backenbart nicht sehr gepflegt. L.: Dieser Kopf ist vermutlich nicht nach dem Leben gemacht, sondern nach der Erinnerung, wie sie z. B. Xenophon in seinem „Gastmahl“ festgelegt hat. Da ist, an einem vergnügten Herrenabend ein „Schönheitswettstreit“ zwischen Sokrates und Kritobulos, wobei zunächst als „schön“ das bezeichnet wird, was seinem Zweck entspricht. [Ein Satz, der, uralt und stets wieder vergessen, erst von der modernen Kunst wieder kräftiger betont wird.] Dann fragt Sokrates: „Weisst du, wozu wir die Augen brauchen?“ — „Offenbar zum Sehen.“ — „Aha, dann sind nun schon meine Augen schöner als deine.“ — „Wieso denn?“ — „Weil deine nur geradeaus blicken, meine aber, da sie **vorstehen**, auch nach der Seite.“ . . . „Nun aber die Nasen! Welche ist schöner, deine oder meine?“ — „Ich denke, meine. Wofern zum Riechen uns die Götter die Nase geschaffen haben. Denn deine Nüstern blicken zur Erde, meine Nase aber reckt sich nach oben, so dass sie überall her die Gerüche aufnehmen kann!“ [Beachten Sie, an dieser Nase sind die zwei prachttvoll entwickelten Nasenlöcher wirklich die Hauptsache.] Da rief Kritobulos: „Aber das Eingedrückte deiner Nase, wieso ist das schöner als eine gerade Nase?“ — „Weil meine Nase **nichts versperrt**,

\*) Der Schaber, geschenkt von Herrn Wilhelm Kanow

\*\*) Sokrates, geschenkt von Herrn Franz Seeger

sondern die Augen geradeaus das sehen lässt, was sie wollen; eine hohe Nase aber baut sich wie eine neidische Mauer zwischen die Augen!“ — „Dann gebe ich deines Mundes grössere Schönheit auch zu“, sagte Kritobulos, „denn wenn der Mund zum Abbeissen gemacht ist, so kannst du gewiss viel grössere Stücke als ich abbeissen. „Wegen der Dicke deiner Lippen aber glaubst du gewiss sanftere Küsse zu geben?“ — „Nach deiner Beschreibung habe ich offenbar einen Mund hässlicher als ein Esel. Bedenkst du aber gar nicht als Zeugnis meiner Schönheit die Tatsache, dass von Wassernixen — also von Göttinnen! — die Silenen abstammen, die mir doch ähnlicher sind als dir?“ — Es folgt geheime Abstimmung. Der Leuchter, der bisher vor Sokrates stand, wird dicht vor Kritobulos gesetzt, aber — alle Stimmen sind gegen Sokrates' Schönheit, der sich scherzhaft über die nach Gunst und Reichtum gegebenen Urteile beklagt. — Sie sehen an diesem Bronzekopf, wie das Silenenhafte auch bei diesem Sokrates mit dem wenig gepflegten Haar und Bart stark betont ist. Denken Sie an Onkel Bräsigs hässliche Nase und sein schönes Herz! Und beachten Sie, wie selbst in diesem Sokrateskopf, der vielleicht nur eine flüchtig gearbeitete Kopie ist, doch etwas von der sokratischen Denk- und Willenskraft zu spüren ist. — Soviel für heute! Auf Wiedersehn, hier in acht Tagen!

## ZWEITER SPAZIERGANG

Lehrer: Der Satyros vor Pallas Athene und der Diskoswerfer, zwei starkbewegte Mannsbilder von Myron, dann der ruhige Jüngling (Apollon) mit der Leier und der leichtbewegte Jüngling mit dem Schabeisen, zuletzt der Silenskopf des Sokrates: das war's, was wir voriges Mal betrachtet haben: Rundbilder aus Bronze. — Heute ein Relief, aus Marmor\*). Lesen und übersetzen Sie die Inschrift. Schüler: Hegeso Proxeno du führtest den Proxenos. L.: Hier steht Hegeso statt des üblicheren Genetivs Hegesu, und beides sind Namen. Sch.: Hegeso des Proxenos Tochter, oder Gattin? L.: Wir sehen hier den Stein genau so gross und marmorblinkend, wie er jetzt noch von hellenischer Sonne beschienen vor den Toren Athens steht. Die Augen auf! Beschreiben! Sch.: Die linke Hand rührt an ein Kästchen, der rechte Arm ist gebeugt, die Hand am Knöchel stark aufwärts gebogen. L.: Wie sitzt die Frau? Sch.: Mit der linken Schulter an die gebogene Stuhllehne gelehnt, lässig. L.: Und die Füsse? Sch.: Stehen auf dem Fussboden. L.: Wirklich? Sch.: Auf einer Fussbank. Das Gewand ist kurzärmelig, es legt sich um den Oberkörper bis zu den Füßen, die lässt es frei, mit einem Zipfel fällt es vor dem Stuhlsitze herab. L.: Dadurch unterbricht es, belebt es hübsch die lange Linie des Stuhlsitzes. Der Kopf? Sch.: Das Kopfhaar umschnüren drei Bänder, am Hinterkopf scheint noch ein viertes Band zu sein. L.: Vermutlich halb Schleier halb Haube, in der Art des deutschen Mittelalters. Nun die andre Gestalt! Wofür halten Sie dieses Mädchen? Sch.: Für die Schwester der sitzenden Frau. L.: Nichts hineinphantasieren! Aus Kleid und Haltung dagegen lässt sich Sicheres vermuten. Beschreiben! Sch.: Die linke Hand, die allerdings unsichtbar ist, hält zusammen mit der rechten ein Kästchen, das linke Bein trägt den Körper, das rechte ist vom Vorschreiten noch etwas im Knie gebogen. Das Gewand ist einfach, ohne Gürtel. L.: Vergleichen Sie die ganze Kleidung noch genauer mit der andern! Sch.: Das Gewand ist sehr einfach, mit langen Ärmeln, ohne so schöne Falten, die Frau hat Schuhe an den Füßen. L.: Um schneller Besorgungen in der Stadt zu machen, oder durch Haus und Hof zu laufen. Um die Frage „was geht hier vor?“ uns zu beantworten, müssen wir die Augen betrachten. Vermutlich war durch leichte Tönung einstmals der Augenausdruck bedeutend erhöht. Man erkennt doch, wohin die Frau blickt. Sch.: Auf den Gegenstand, den sie in der Hand hat. L.: Hatte, mit Daumen und Zeigefinger, ein Geschmeide, Ring, Armbkette oder Halsband, vermutlich im Original aus Metall, vielleicht nur auf die Wand gemalt. Das Ganze als Illustration gedacht, wie würden Sie es unterschreiben? Sch.: Eine Szene aus dem griechischen Fraucleben. L.: Und dieser Stein mit dem heitern Lebensbilde, wie die schöne Frau, wohlbehaglich

\*) Grabmal der Hegeso, geschenkt von Frau Valeska Kisker

auf dem Stuhle sitzend, sich schmückt, ist — ein Grabstein! Denken Sie an unsere heutigen Grabsteine oder gar mittelalterlichen, mit Gerippe, mit Stundenglas und Hippe, oder mit fackel-löschendem Todesengel! Was dagegen wollte der Mann, der bei einem athenischen Steinmetz diesen Stein bestellte, am Grabe seiner Gattin haben, sozusagen mit Augen sehen? **Sch.:** Er will die Tote noch lebendig sehen. **L.:** Ähnlich wie in Euripides' Alkestis der König zu seiner sterbenden Gattin sagt: Von eines Meisters Hand geschaffen soll dein liebes Bild vor meinem Bette stehen, da will ich niedersinken, es umschlingen mit meinem Arm, will deinen Namen rufen, will glauben, du Geliebte seist bei mir wie einst.

Wir sehen hier ein liebenswürdiges Bild aus einem athenischen Hause. Betrachten Sie von diesem Gesichtspunkt aus nun auch den **ganzen Stein**. **Sch.:** Er ist wie ein **Haus** gestaltet, links und rechts Säulen, die tragen einen Giebel mit Eck- und Spitzensteinen. **L.:** Wie ist der Stuhl? **Sch.:** Ganz modern. **L.:** Sehr gut gesagt. Denn wir Modernen sind, wo wir Geschmack zeigen, oft recht antik. Diese Stuhlform, von der Kunst des Napoleonischen „Empire“ den Römern und Griechen nachgebildet und daher noch jetzt beliebt, ist ebenso schön wie brauchbar: die Lehne ist gebogen, da schmiegt sich der Rücken gut an. Auch die Stuhlbeine sind stark geschwungen, weshalb? **Sch.:** Die Linie ist fürs Auge schön. **L.:** Schön ist, wie wir vor acht Tagen von Sokrates hörten, was seinem Zweck entspricht: ein Stuhl, besonders mit dieser gebogenen Lehne, steht viel fester. Nun beachten Sie, wie Lehne und Stuhlbein eine Linie bilden, gewissermassen von einer Kraft belebt sind. Wozu hier diese Knöpfe, diese Verzierungen? **Sch.:** Das sind keine Verzierungen, sondern die Nägel, mit denen die Teile zusammengefügt sind. **L.:** Auch Kästchen und Fussbank sind schön, d. h. zweckentsprechend, stören durch keinerlei Zierat den Eindruck, auf den es ankommt. Es war kein grosser Künstler, der das aus dem attischen Marmorblock gemeisselt hat, aber ein hellenischer Steinmetz, der seine Sache verstand. Sehen Sie, damit das säulenge-tragene Haus nicht eintönig wirkt, hier links zwar, die schnurgerade Rückenlinie der Dienerin, hier rechts als bewusster Gegensatz, der starke Schwung des Stuhles. Ferner: die Gestalten, hier stehend, dort sitzend, und zuletzt: wie schön füllen diese zwei Gestalten, ohne doch beengt zu erscheinen, die ganze Fläche aus! Daraufhin prüfen Sie zuweilen die Giebel und sonstigen Relieffelder moderner Prachtbauten, besonders die im antikisierenden Stile. — Dieser Stein ist, wie gesagt, im Original auch Marmor: deshalb hat ihn Herr Dr. Dohrn auch in Marmor nachbilden lassen. Sonst sehen Sie ja hier fast nur Bronzen, Nachbildungen erhaltener antiker Bronzen oder Nachbildungen solcher antiker Marmorwerke, deren Urbilder, wie uns die Fachgelehrten beweisen, aus Bronze waren. Bronze war im Altertum viel vornehmer. Für Haus und Garten liess man sich gern, von irgend einem Steinmetz oder Künstler, berühmte Bronzen in Marmor nachbilden. Daher kommt es, dass unsere Museen in Berlin, München, London, Paris, Rom meist nur solche Nachbildungen der berühmtesten Originale des Altertums haben. Die Original-Bronzen wurden schon im Altertum von Freund oder Feind eingeschmolzen oder verkamen in der Erde. — Hier **vier kleinere Bronzen:** Mit welchem der vier Burschen wollen wir beginnen? **Sch.:** Mit dem Dicken.\*) **L.:** Gut. Wer bei diesem Anblick nicht lachen kann, dem ist nicht zu helfen: jeder Zoll — ein Hausknecht! Aber noch schöner ist er von hinten. Beschreiben! **Sch.:** Die linke Hand trägt einen Dreifuss. Der linke Arm ist gebeugt, der rechte zum Gegengewicht ausgestreckt, das rechte Bein stemmt sich fest, die Knie sind durchgedrückt, das linke Bein balanziert. Der Kopf neigt sich nach hinten, weil die linke Schulter so gehoben ist. **L.:** Womit ist der Mensch, um wenigstens den Anstand zu wahren, bekleidet? **Sch.:** Mit einem Lendentuch. Das Gesicht ist garstig, der Bart ist ungepflegt. **L.:** Wie ist sein Haar? **Sch.:** Er hat keins. **L.:** Nicht vorschnell urteilen! Sie sehen, ein paar Stränge kommen hier an der Stirn hervor und suchen Anschluss an den Backenbart. Die Nase ist eingedrückt, erinnert an Sokrates, vielleicht auch Scilenos. Was trägt er im Haar? Und wie machen die sehr starken Augenbrauen das Gesicht? **ch.:** Im Haar hat er einen Krauz mit Weintrauben. Die Brauen

\*) Lampenträger

machen das Gesicht grimmig. L.: Der Mensch müht sich ab, den grossen Ring in die Höhe zu stemmen. Was mag darauf gestanden haben? Sch.: Ein Korb mit Weintrauben, oder eine Schale mit Wein. L.: Wie wirkt der ganze sich abmühende Mensch, zumal mit seinem Bäuchlein? Sch.: Komisch. L.: Aber was den Erzgiesser vor allem gereizt hat, ist diese Art der Bewegung: des Stemmens nach oben. Die Aufgabe wurde dem Künstler um so reizvoller, als dieser weinbekränzte Mann vermutlich nicht mehr ganz sicher auf den Füssen ist. — Und vergleichen Sie mit diesem mühsam eine Last hebenden Manne hier den mühlos fast vom Boden **emporschwebenden Mann.**\*) Beschreiben! Sch.: Der linke Arm ist hochgestreckt, der rechte gebeugt, die Finger gespreizt, das linke Bein ist nach hinten gestreckt, das rechte gebogen, es trägt den Körper. L.: So? Ahmen Sie die Stellung nach! Sch.: Beide Beine tragen den Körper. Der Kopf ist nach hinten hinübergeworfen, etwas nach rechts geneigt. L.: Wo blickt er hin? Sch.: An seiner Hand vorbei, nach oben. L.: Gen Himmel, in die Wolken. Die Füsse und Arme wie der Kopf, alles will sich von der Erde lösen. In diesem Leib lebt zwar keine Seele wie in Ganymedes oder Euphorion; doch lesen Sie zu Hause, wie Goethe in Lied und Drama solche Himmelssehnsucht schildert. Warum will dieser Seilenos, dieser Silen, in den Himmel fliegen? Sch.: Er ist vom Weine berauscht. L.: Begeistert. Vielleicht hört er auch Musik, wilde Flötenklänge, wie sie in Bakchos' Gefolge so gern erklangen. Mannigfaltig war dies Gefolge. Nun sehen Sie: hier neben dem schwerfälligen Dickbauch und diesem sehnigen, zum Himmel jauchzenden Manne: hier den anmutigen **Jüngling.**\*\*\*) Beschreiben! Sch.: Der linke Arm ist nach hinten gebeugt, lehnt an der Hüfte, die Finger sind gespreizt, das linke Bein seitlich vorgestreckt, das rechte Bein vor allem trägt den Körper, der Kopf ist vorwärts gerichtet, sieht nach unten. Die Füsse sind mit Strümpfen bekleidet. L.: Mit Sandalen. Was trägt er noch? Sch.: Ein kleines Fell, den Klauen nach zu urteilen ein Ziegenfell. L.: Was geht in dem Kopfe des jungen Mannes vor sich? Sch.: Er denkt nach, er horcht. L.: Vielleicht ist dieser zarte, schöne Jüngling dem lauten Schwarm der Genossen entlaufen, steht vielleicht einsam im Walde und merkt, dass er genug des süssen Weines getrunken hat, vielleicht ist er auch, wie Ovidius in seiner anmutigen Narkissosballade erzählt, vor einer ihn verfolgenden Nymphe entflohen und hört nun aus der Ferne ihre lockende Stimme. Jedenfalls ist der Jüngling unschlüssig, er wiegt sich auf den Füssen. Wir überblicken noch einmal diese drei verschiedenen Gesellen aus Bakchos' Gefolge, und denken unwillkürlich an das Wort Bodenstedts in seinem Mirza Schaffi:

Aus dem Feuerquell des Weines,  
 aus dem Zaubergrund des Bechers  
 sprudelt Gift und — süsse Labung,  
 sprudelt Schönes — und Gemeines:  
 nach dem eignen Wert des Zechers,  
 nach des Trinkenden Begabung . . .  
 denn es gleicht der Wein dem Regen,  
 der im Schmutze selbst zu Schmutz wird,  
 doch auf gutem Acker Segen  
 bringt und jedermann zu Nutz wird.

### DRITTER SPAZIERGANG

Lehrer: Das stille Grabmal einer Frau betrachteten wir das vorige Mal, und dann drei Burschen aus Bakchos' lautem Gefolge. Heute zunächst diesen ernsten, unschönen **Mann.**\*\*\*) Beschreiben Sie ihn! Sch.: Die Arme hängen herab, die Hände sind fest gefaltet. Das linke Bein vor allem trägt den Körper, der Kopf ist sehr natürlich gehalten, etwas lässig; der ganze Oberkörper lehnt sich ein wenig nach hinten. Haar und Bart sind einfach, kurz gehalten. Die Stirn ist faltig, die

\*) Tanzender Satyros  
 geschenkt von Herrn Georg Manasse

\*\*) Sogenannter Narkissos = Junger Bacchant, auch Dionysos genannt

\*\*\*) Demosthenes,

Augen liegen tief, die Nase ist etwas gebogen, der Mund ist an den Mundwinkeln spöttisch zusammengezogen. L.: Ob spöttisch? Nichts hineindeuten! Wie ist die Kleidung? Sch.: Der Überwurf lässt die Brust halb frei, der Zipfel ist über die linke Brust herübergeschlagen, die Füße sind mit Sandalen bekleidet. L.: Wann falten wir die Hände? Sch.: Beim Gebet. L.: Weshalb? Sch.: Zur Sammlung. L.: Zur inneren und äusseren Sammlung faltet auch dieser Mann die Hände, für etwas, was er vor hat. L.: Betrachten Sie die Arme, vorher aber die Arme hier dieses jugendlichen Gottes, Apollons. Auch seine Brust! Sch.: Die Arme des Mannes sind mager, seine Brust eingefallen. L.: Wie alt mag der Mann sein? Sch.: Etwa fünfzig. L.: Sicherlich über die besten Jahre hinaus. — Es ist Demosthenes. Das Gesicht ist vergrämt, verbittert. Was sagen uns nun diese sich zusammenschliessenden Hände? Sch.: Es ist umsonst. L.: Wir lernten in Platons Protagoras verschiedene Arten Furcht kennen. Welche hat hier Gestalt bekommen? Sch.: Die Klugheit in der Furcht, die auf Mittel und Auswege sinnt. L.: Unter sein Denkmal schrieb ein späterer Dichter:

Eiper isen gnome(i) romen, Demosthenes, eiches,  
oupot' an Hellenon erxen Ares Makodon.

Das heisst auf deutsch? Sch.: Wenn du, Demosthenes, eine deinem Geist gleiche Kraft gehabt hättest, dann würde niemals der makedonische Ares die Hellenen bezwungen haben. L.: Nicht Kraft, sondern Macht, Einfluss auf die Entschlüsse seines in Wohlleben und Willensschwäche versinkenden Volkes. Sehen Sie dies Gesicht von der Seite. Ein arbeitsreiches Leben, dessen Arbeit verfehlt war. Aber hätte er nicht gelebt, wie wäre dann Griechenland untergegangen? Kurz und knapp gesagt. Sch.: Ruhlos. L.: Viel schlimmer. Sch.: Ehrlos. — Und nun nach diesem realistischen Bildwerke, diesem von Natur schwachen Körper, in dem eine starke Seele um das Höchste, die Rettung eines ganzen Volkes, vergeblich gestritten und gelitten hat, betrachten wir diese schöne Göttergestalt, **Phoibos Apollon**, von dem Sie so mancherlei, besonders bei Homer, gehört haben.\*) Wäre er ein Nordländer, welchen Sport, könnte man vermuten treibt er? Sch.: Schlittschuhlaufen. L.: Ja, denken Sie sich Schlittschuhe an den Füßen des Mannes, dann verstehen Sie diesen ganzen Körper besser. Sch.: Der linke Fuss berührt nur leicht mit den Zehen den Boden, das rechte Bein eilt voran, es trägt den Körper, der Kopf wendet sich nach links, in der Richtung des Bogens, ein leichter Mantel ist auf der rechten Schulter mit einer Spange zusammengehalten, bedeckt linke Schulter und Rücken und liegt mit dem Zipfel über den ausgestreckten rechten Arm; über die rechte Schulter, unter dem Mantel her, läuft ein Riemen, der den Köcher trägt, um die Füße sind sehr schöne Sandalen gebunden. L.: Gewiss, gebunden. Beim Anblick dieses kostbaren Riemenwerkes denkt man daran, wie sich Apollon, so wie es Homer uns von Hermes erzählt, die schönen Sandalen bindet, die ambrosischen, goldnen, die ihn windschnell über Land und Meere tragen. Das Haar? Sch.: Das Haar ist lockig und voll, es bedeckt den ganzen Kopf, (L.: Sie meinen den Hinterkopf), vorn ist es mit einem Knoten zu einer Schleife gebunden. L.: Nach Frauenart, vielleicht um dem Kopf etwas Zartes zu geben, vielleicht bedeutet es ein Bündel Sonnenstrahlen, ähnlich gestaltet wie Zeus' Blitz und Donnerkeil; jedenfalls krönt dieser Naturschmuck das Lockenhaupt geradezu königlich. Der Körper! Sch.: Mit Demosthenes verglichen, ist er kräftig, ebenmässig. L.: Besonders ausdrucksvoll ist etwas, was wir Kragenmenschen selbst bei Bildnissen kaum beachten. Sch.: Der Hals. — L.: Welcher Augenblick ist dem hier dargestellten vorausgegangen? Sch.: Der Gott eilt links an uns vorbei, er hat einen Pfeil abgeschossen und blickt ihm nach. L.: Welche Frage erhebt sich, bei dem Gedanken an den Pfeilschuss? Sch.: Nach wem hat er geschossen? L.: Gewiss. Was verjagt Apollon? Sch.: Die

\*) Phoibos Apollon, geschenkt von Herrn Stadtrat Herrmann

Finsternis. **L.:** Zu gelehrt, zu blutlos. Wie alt mag der Gott hier dargestellt sein? **Sch.:** Dreissig Jahre alt. **L.:** Als Südländer etwa 22—24jährig. Das Gesicht! **Sch.:** Es hat was Überlegenes. (Ein anderer Schüler, nach langem Zaudern:) Etwas Reines. **L.:** Ich vermeide alles Kunstgeschichtliche, auch die berühmten bezw. berüchtigten Ergänzungsstreitfragen, ob Apollon etwa in oder um die Linke die Aigis trug oder, wie hier, den mächtigen Bogen; denken Sie lieber an die prachtvolle Iliasstelle, wo Apollon, der Gott der verheerenden Sonnenglut des Südens, die Pest in das Griechenlager vor Troja bringt: „er schritt von des Olympos' Gipfeln, grollenden Herzens, das Schiesszeug (toxa) an den Schultern tragend und den verschlossenen Köcher, da klangen nun die Pfeile an den Schultern des Grollenden, als er dort aufsprang. Und er ging dahin, der Nacht gleichend, setzte sich dann fernab von den Schiffen: jetzt schickte er einen Pfeil hinein, und grässlich war das Schwirren der silbernen Sehne. Maultiere zuerst schoss er und flinke Hunde, aber dann den Griechen selbst sandte er sein herbes Geschoss, und er traf! Da loderten unablässig die Scheiterhaufen für die Leichen, zahllos. Neun Tage flogen durch das Lager die Pfeile des Gottes.“ — Sie wissen, wie dann Achilleus, obwohl nicht Oberstkommandierender, die Griechenfürsten beruft und in der Sitzung sich mit Agamemnon, der die Tochter des Apollonpriesters in seiner Gewalt hält, verfeindet, und wie Achilleus das Schwert ziehen will, um Agamemnon niederzustossen: „da aber kam **Athene** vom Himmel! Denn hinab hatte die weissarmige Göttin sie gesandt, Hera, beide zugleich in ihrem Herzen liebend und sich um sie kümmernd. Sie trat von hinten, fasste am blonden Haar den Peleionen, ihm allein sichtbar, niemand anders sah sie. Da erschrak Achilleus, wandte sich nach ihr um und erkannte sofort — Pallas Athenaia. Denn furchtbar strahlten an ihr beide Augen!“ — Nun betrachten Sie diese **Pallas Athene**.\*) Beschreiben! **Sch.:** Die linke Hand ist nach links weit ausgestreckt und hält einen Speer auf den Boden gestützt, der rechte Arm dagegen lehnt sich an den Körper und trägt einen Helm, der linke Fuss steht ziemlich fest auf dem Boden, aber das rechte Bein vor allem trägt den Körper, der Kopf neigt sich etwas nach rechts, blickt vielleicht nach dem Helm, das kurze, wellige Haar wird durch einen Reifen oder ein Band zusammengelassen, der Rock wirft viele grosse Falten, von der rechten Schulter nach der linken Hüfte umschliesst ein Schuppenpanzer die Göttin, **L.:** der aber sehr tief hängt, sodass die Brust nicht geschützt ist; die Göttin hat keine kriegerischen Absichten, darum hat sie auch den Helm abgenommen. Welchen Wirkungskreis hat sie nun? **Sch.:** Kunstfertigkeit. **L.:** Auch Wissenschaft, alles zur schönen Tat führende Sinnen, kriegerisches wie friedliches. Denken Sie sich auch in diesen Bronzekopf zwei blitzende Augen hinein. Welchem deutschen Feldherrn konnte man wohl ein Pallasstandbild, welchem einen Ares verehren? **Sch.:** Dem Blücher einen Ares, dem Moltke eine Pallas. **L.:** Der alte Kaiser Wilhelm hatte auf seinem Schreibtisch eine kleine (ich glaube silberne) Pallas, die eine Moltkebüste mit dem Kranze schmückt, ein Werk des Königsberger Bildhauers Friedrich Reusch, des Schöpfers mehrerer schöner Denkmäler, u. a. des Duisburger Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Diese Pallas ist von dem Athener Pheidias einige Jahre vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges gemacht, das bronzene Urbild ist verloren, aber nach marmornen Nachahmungen hat man für unsre Sammlung diesen Bronzeguss angefertigt, das, dank mehrerer Ergänzungen, uns die Hoheit und kraftvolle Schönheit der unbehelmten Lanzenschwingerin ahnen lässt. Sie stand nicht im Tempel, sondern unter freiem Himmel auf der Burg, gewiss in dieser Grösse, ebenbürtig der gleichfalls von Pheidias verfertigten 20 Meter hohen Pallas, deren Lanzen spitze den vom Suneion kommenden Schiffen schon lange, ehe sie in den Hafen einfuhren, entgegenblinkte. — Vergleichen Sie mit dieser Athena die im Stadtgymnasium, auf dem ersten Flur stehende behelmte Athena, die mit der heiligen Schlange unterm Schilde als schützende Burggöttin gedacht wurde.

\*) geschenkt von Herrn Rudolf Klitscher

## VIERTER SPAZIERGANG

Das vorige Mal wurde von uns der realistische Demosthenes betrachtet und zwei schöne Göttergestalten: der Lichtgott Apollon und die Pallas Athene, die Spenderin der Gedanken, die Beschützerin des Achilleus und des Odysseus. — Heute auch ein Götterbildnis, aber ein seltsamer **Kopf**,\*) durch den Stoff, aus dem er gemacht ist, schon reizvoll, aber nicht anziehend. Beschreiben! **Sch.:** Das Haar hängt zu beiden Seiten der Stirn in Locken herunter, oben liegt es, scheinbar unordentlich, aber doch geordnet; links und rechts im Haar ein Vogelflügel, wagerecht, darunter ein Schlangenkopf, während die Schlangenleiber das Gesicht umrahmen und unter dem Kinn sich selbst umschlingen, die Augen sind starr nach vorn, etwas nach unten gerichtet, der Mund ist halb geöffnet, die oberen Zähne schimmern hindurch. **L.:** Denken Sie sich die Flügel und Schlangen weg und das Gesicht in heller Hautfarbe, auch die Augen etwas geschlossen, nicht so vorquellend, dann haben Sie ein nicht unfein geschnittenes Gesicht. So aber sieht wohl jeder: es ist ein Gespenst, eine junge Hexe, Medusa. Woher kommt das Hexenhafte, abgesehen von den äusseren Zutaten, wie Schlangen und Fittigen? **Sch.:** Durch die starren, vorquellenden Augen, auch durch ihre Farbe, ferner durch den breiten, offenen Mund mit den Zähnen, **L.:** dem alles Liebliche fehlt. Aber der Eindruck der Starrheit eignet dem ganzen Kopfe. Blicken Sie von den Flügelecken zu der Kinnecke. **Sch.:** Ein gleichschenkliges Dreieck. **L.:** Die ältesten Medusenköpfe sind Fratzen, die können uns ebenso wenig imponieren wie auf Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ der mittelalterlich fratzenhafte Teufel. Hier aber ist das Grässliche in die Formen der Schönheit gebannt und dadurch schauriger geworden. — Von demselben grossen Künstler, so vermutet man, ist hier der Kopf des **Perikles**:\*\*) der Bismarck der Athener! Es ist eine Herme, also eine fast vierkantige Säule, aus der Schultern und Kopf herauswachsen, nicht wie heutzutage eine Rundsäule, auf dem mit so und so viel Wulsten und Ringen eine Büste mit „Fuss“ äusserlich draufgesetzt ist, dazu bestimmt, eines Tages einem anderen Kopfe Platz zu machen oder herunter zu fallen! Beschreiben Sie von oben nach unten! **Sch.:** Das Haar quillt aus dem Helm hervor, fällt über die Ohren und den Nacken, der Backenbart ist kurz gehalten, der Schnurrbart ganz kurz, ob die Stirn hoch ist, kann man wegen des Helmes nicht erkennen, die Nase ist gerade und bildet mit der Stirn eine gerade Linie, der Mund ist leicht geöffnet, der Helm sitzt fest auf dem Kopf. **L.:** Wie trug man einen solchen Helm im Kampf? **Sch.:** Vor das Gesicht gezogen, so dass die Augen durch diese Augenlöcher sehen konnten. **L.:** Sie lesen hier eingeritzt den Namen Perikles. Was mag der Künstler mit den starken Lippen, dem wie zum Sprechen geöffneten Munde gemeint haben? **Sch.:** Seine Beredsamkeit. **L.:** Weshalb war die bei dem durchaus öffentlichen, nicht in Büros sich abspielenden Verwaltungsleben des athenischen Staates besonders notwendig? **Sch.:** Die Athener waren leidenschaftlich, von verschiedenartigen Idealen erfüllt, und wer überzeugend reden konnte, hatte das Volk in seiner Gewalt. **L.:** Z. B. der unselige Alkibiades, der schöne Jüngling! Der hier ist ein Mann, klar, ruhig, sachlich. Und doch beginnt mit ihm und vielleicht durch ihn schon der erste Verfall des Athenerstaates: er hatte als ein wahrhaft adlig denkender Volksfreund dem Einzelnen wie der ganzen Volksversammlung mehr Freiheiten und Rechte eingeräumt als für das Staatsrecht gut war; das merkte man erst, als Perikles die Augen geschlossen hatte und dieser starke Mund nicht mehr zu den leidenschaftlichen Athenern sprach. — Nun nach diesen zwei verschiedenen Köpfen, die wie gesagt, angeblich derselbe Künstler angefertigt hat, betrachten wir noch diese ganze Mannesgestalt, genannt: **der Sandalenbinder**.\*\*\*) **Sch.:** Der linke Arm ist über das Knie gelegt, die linke Hand neigt sich nach unten, der rechte Arm streckt sich nach unten, die rechte Hand bindet die Sandale fest, der rechte Fuss steht auf einem ziemlich hohen Stein, beide Füsse tragen den Körper, der Kopf wendet sich nach links oben, der Mann ist nackt, nur über dem linken Arm und dem rechten Knie liegt ein kurzes Gewand, eine Sandale liegt

\*) Medusa Rondanini, in bunter Bronze, geschenkt von Herrn Eugen Zander  
\*\*) geschenkt von Herrn Gustav Scharlau

\*\*) geschenkt von Herrn Paul Jacobi

noch am Boden, die rechte Sandale legt er sich gerade an. L.: Sehen Sie genau die Finger der rechten Hand an und überlegen Sie, ob Sie sich mit dieser Fingerbewegung, zumal mit einer Hand, Ihre Schuhe anziehen könnten. Sch.: Nein, der Mann lockert ja die Sandalenriemen, er zieht sich die Sandalen aus. L.: Sehr wichtig! Dieser auch in der Kunstgeschichte vielfach „Sandalenbinder“ genannte Mann ist ein Sandalenlöser. Welche Frage erhebt sich? Sch.: Weshalb zieht er die Stiefel aus? L.: Die Kleider hat er schon abgelegt. Sch.: Er will zum Wettkampf oder ins Bad steigen. L.: und blickt sinnend, etwas unruhig aufwärts, vielleicht zu den Göttern, vielleicht zu den Zuschauern empor. Vergleichen Sie mit diesem nicht von weltbewegenden Gedanken beunruhigten Sportsman hier vor ihnen den Demosthenes, den zum grossen Kampf der Geister ausschauenden Staatsmann. Welchen Reichtum mannigfaltiger Menschen umschliesst unsre kleine Bronzesammlung! – Und nun noch eine kleinere Bronze des **Dionysos**.\*) Beschreiben! Sch.: Der linke Arm drückt den Schlauch an den Körper, die linke Hand leitet das Schlauchende, der rechte Arm legt sich leicht auf die Hüfte, das rechte Bein ist weit nach hinten gestellt, der Kopf ist weit nach vorn geneigt, der ganze Oberkörper auch, die linke Schulter ist hochgezogen, die rechte hängt nach unten. L.: Was hat die geöffnete Rechte wohl früher gehalten? Sch.: Einen Becher, in den der Wein aus dem Schlauche laufen soll. L.: Wie steht der ganze Kerl da? Sch.: Schr umständlich. L.: Das Weinschenken ist ihm eine hochwichtige Sache, behaglich lehnt er sich zurück und freut sich, wie der Weinstrahl in den Becher springt. Man hört ordentlich, wie es plätschert; und gewiss hörte man es früher wirklich plätschern. Denn wozu hat der ganze Brnsche vielleicht gedient? Sch.: Als Brunnenfigur. L.: Wie sind seine Ohren? Sch.: Spitz. L.: Keine Menschenohren. Der ganze Kerl ist kein Mensch. Sehen Sie auf seinen Rücken. Sch.: Ein Satyros, er hat auf dem Rücken einen Schweif.

## FÜNFTER SPAZIERGANG

Der bekannte **Knabe**,\*\*\*) den man so oft, in Verkleinerung, als Zimmerschmuck sieht, sitzt hier in Originalgrösse vor Ihnen. Wir betrachten ihn, wie wir's bei allen Bronzen unseres Museums taten,\*\*\*)) von allen Seiten. Nun von vorn, und beschreiben! Sch.: Die linke Hand fasst den linken Fuss, die rechte will aus der Fusssole etwas herausziehen; denn Daumen und Zeigefinger sind so zusammengekniffen; das linke Bein ist gebeugt und der linke Fuss liegt auf dem rechten Knie und Oberschenkel, das rechte Bein ruht auf der Erde, der Kopf beugt sich vorn über, die Augen blicken nach dem linken Fuss. Der Junge ist nackt, das Haar fällt schön geordnet in Locken auf den Hals, auch vorn auf die Stirn. L.: Was ist seltsam an der Richtung des Haares? bei der starken Kopfneigung? Sch.: Dass das Haar ihm nicht über die Augen fällt. L.: Denken Sie sich, dieser junge Südländer hat sich, an belebter Strasse, auf diesen Stein gesetzt, um sich den Dorn aus der Sohle zu ziehen; Menschen gehen an ihm vorüber. Was fällt Ihnen auf? Sch.: Er kümmert sich um nichts, er ist ganz vertieft in seine Arbeit. L.: Das ist ein grosser Reiz dieses „Bildes vom Tage“. Bei unsren Photographien, auch vielen Gemälden und besonders bei Staubbildern denken die dargestellten Menschen an die Wirkung, die sie auf den Beschauer üben werden. — Der Junge hier denkt an keine Wirkung. Er ist echte Natur. Beschreiben Sie, besonders im Profil, dies hübsche Jungengesicht. Sch.: Die Stirn ist nicht hoch, die Nase bildet mit der Stirn eine gerade Linie, der Mund ist aufgeworfen, die Unterlippe tritt etwas vor. L.: Vielleicht tut der Dorn ein bisschen weh. Wie würde diese Szene, als Gemälde, mit einem französischen Fremdwort zu bezeichnen sein? Sch.: Ein Genrebild. L.: So etwas war in alten Zeiten nicht für ein Museum bestimmt, sondern für einen lustigen Garten, Saal oder Säulenhalle. Vielleicht war es Porträt, von den Eltern des Jungen bestellt. Wenn nicht, was mag den Künstler bestimmt haben,

\*) Satyros mit Weinschlauch  
ingerichtet

\*\*) Dornauszieher, geschenkt von Herrn Adolf Rosenow

\*\*\*)) sind sämtlich zum Drehen

gerade dies darzustellen? **Sch.:** Die hübsche Gestalt und der Eifer, mit dem der Junge das machte; er hat's vielleicht so in Wirklichkeit gesehen. **L.:** Ein Dornauszieher begegnet auch in einem Eydillion des alexandrinischen Griechen Theokritos, im 3. Jahrh. v. Chr. Da weiden ein alter und ein junger Hirte ihre Herden im Gebirge, ein Rind will dem jungen Hirten nicht recht gehorchen, da heisst es dann:

**Der junge Hirte:**

Ach Korydon, am Kuöchel — sieh mal nach,  
wo der Akanthos mich soeben stach.  
Ich jagte grade das verfluchte Rind. —  
Nun? Siehst du was? — Wie lang die Dornen sind!

**Korydon:**

Hoho, ich hab ihn schon! Den packte ich!

**Der junge Hirte:**

Mich grossen Lümmel zähmt so'n kleiner Stich?

**Korydon:**

Ein Hirte, Battos, darf nicht barfuss gehn  
ins Gebirg, wo ringsum Dorn und Disteln stehn.

Sie sehen bei Theokrit eine etwas andere Szene, ein derber Hirtenjunge, dem ein älterer Hirt den Dorn auszieht; aber hier wie dort Idylle. — Nach dem ganz mit sich beschäftigten Knaben hier einen **Jüngling**, der auf die Welt, in ferne Welten seine Blicke richtet.\*) **Sch.:** Das Haupt ist von lockigem Haar umgeben, das auch über den ganzen Nacken fällt, die Stirn ist hoch und gewölbt, die Nase ist kühn, der Mund ist eigenwillig. **L.:** Der Hals? **Sch.:** Ist sehr stark. **L.:** Der Körper mag dem entsprochen haben. Es ist Alexander. Sie wissen, der war ein guter Reiter, Soldat, Schwimmer, er unternahm nicht nur abenteuerliche Heereszüge, er suchte auch die einzelnen Abenteuer, wenn wir seinen Biographen nur einigermaßen trauen dürfen. Der Kopf, von vorn gesehen, wovon kann er erfüllt sein? Beachten Sie die Richtung der Augen! **Sch.:** Von Idealen, von Gedanken an zukünftige Taten. **L.:** Soldat und Feldherr vom Scheitel bis zur Sohle, und doch ein Phantast. Welchen Dichter liebte er besonders? **Sch.:** Den Homer. Als er nach Troja kam und an Achilleus' Grabe stand, beneidete er den Achilleus darum, dass er einen so herrlichen Sänger seiner Taten gefunden habe. **L.:** Es spricht aus diesem Kopf etwas von der Glut Apollons. Vergleichen Sie noch einmal den Apollonkopf, der übrigens im Original erregter und reizbarer aussieht als in diesem Bronzeguss, ferner den Kopf des Sandalenlösers und des Schabers, in denen allen geistige oder körperliche Erregung ausgedrückt ist. Überall gesunde, durch Sport und Spiel geübte Körper, von gesunden Seelen belebt!

## SECHSTER SPAZIERGANG

**L.:** Was ist das Seltsame an dieser **Frau?**\*\*) **Sch.:** Der grosse Mantel, der in breiten Falten vom Kopf bis fast an die Füsse herabwallt, er ist rechts dicht angezogen, links über Schulter und Arm geworfen, das Haar ist sehr sorgsam geordnet, der rechte Arm ist unter dem Mantel gehoben. **L.:** Wie sind die Mantelfalten am rechten Arm, wie unten? Was für Stoff? **Sch.:** Ein schwerer

\*) Alexander der Grosse, geschenkt von Frau Valeska Kisker  
(Berliner Museum Nr. 1518)

\*\*) Frauenstatue, geschenkt von Herrn Julius Tresselt

Stoff. Links am Arm und hinab sind es kleine Falten, rechts aber breitere, die nach unten immer grösser werden. **L.:** Was mag diese Frau mit der Lotosblume in der Hand wohl gewesen sein? **Sch.:** Eine Priesterin. **L.:** Ja es geht etwas Weltfremdes, Geheimnisvolles von dieser Gestalt aus. **Sch.:** Vielleicht ist es eine Göttin, vielleicht eine Tote? **L.:** Die Gelehrten meinen jetzt meistens, es sei eine Göttin. Uns ist das Wertvollste, zu sehen und zu empfinden, wie hoheitsvoll, wie unnahbar diese Frau über die Erde schreitet. — Und nun wieder ein **marmornes Relief.**\*) Beschreiben Sie zunächst die Frau. **Sch.:** Sie legt ihre linke Hand auf die Schulter des Mannes, ihr rechter Arm hängt schlaff herunter, sie schreitet vorwärts. **L.:** Nur ihr linker Fuss. **Sch.:** Ja, der rechte wendet sich nach der anderen Seite. Das Kleid fällt, ähnlich wie bei der vorhin besprochenen Frau, links in kleine Längsfalten, rechts in breite Falten herab, der Kopf ist geneigt und über ihn ein Schleier gezogen. **L.:** Trauer spricht aus diesem Gesicht. **Sch.:** Der Mann vor ihr trägt in seiner Linken eine Leier, die Rechte rührt an den Schleier der Frau, der rechte Fuss schreitet auf sie zu, das linke Bein ist etwas nach der andern Seite gedreht. **L.:** Er hat sich eben erst nach seiner Gattin, nach Eurydike, umgewandt. **Sch.:** Den Kopf bedeckt ein Helm oder vielmehr eine Kappe. **L.:** Aus Fuchspelz, wenn Sie es genau wissen wollen. **Sch.:** Der kurze Rock wird durch einen Riemen zusammengehalten, die Schultern und den linken Arm umhüllt ein Mantel, an den Beinen sind Strümpfe, vielleicht aus Leder. **L.:** Und hinter Eurydike tritt Hermes heran, der Götterbote, der über Länder und Meere wandert; darum hier der grosse Reisehut, an einem Riemen, den man dazu denken muss, auf dem Rücken festgehalten. **Sch.:** Seine Linke fasst ganz leise den rechten Armknöchel Eurydikens, seine rechte Hand drückt er gegen seinen Rock. **L.:** Sie trug gewiss den Hermesstab. Aber fast ist es, die Hand wisse nicht, wohin; als ob der Gott selbst zaudere, seinen Auftrag auszuführen, die beiden Gatten wieder zu trennen. Weshalb muss er dem kühnen Sänger, der in die Unterwelt, in die Hölle hinabgestiegen war, seine Frau wieder nehmen? **Sch.:** Orpheus hat den Glauben nicht gehabt, dass sie ihm an die Oberwelt folgen werde, er hat sich zaghaft nach ihr umgedreht. **L.:** Zaghaft, und doch in allzu grosser Liebe. — Beachten Sie, wie schön diese drei Gestalten den ganzen Stein ausfüllen. Wie leicht das Ganze verständlich ist, wie volkstümlich. Es war keiner von den ganz grossen Künstlern, aber vielleicht ein begabter Schüler des Pheidias, der dieses Relief gemacht hat, vielleicht zunächst für einen Tempel. Spätere Römer liessen sich den Stein öfter nachbilden, zum Schmuck oder wohl auch als Grabdenkmal. — Und nun noch diesen **Knaben,\*\*)** der sich an die Säule lehnt. Oder tut er das nicht? **Sch.:** Nein, er stützt sich darauf, mit dem linken Arm, der trägt auch fast den ganzen Körper, das linke Bein ist nur leicht aufgesetzt, ebenso der rechte Arm, leicht in die Hüfte. Der Kopf neigt sich nach links und blickt hinab. Der Knabe ist nackt. **L.:** Welche Fragen erheben sich? **Sch.:** Warum blickt er so nachdenklich? Wo steht er? Wie alt mag er sein? **Sch.:** Vielleicht zwölf, höchstens vierzehn Jahre alt. Er steht am Wasser und freut sich über sein Bild darin. **L.:** Vielleicht freut er sich, so wie Goethe den Hermann und die ihm noch fremde Dorothea beim Wasserholen gemeinsam in den Brunnen blicken lässt, da sehen sie ihr Bild und, was die beiden ersten Leutchen von Angesicht zu Angesicht nie gewagt hätten, das tun sie im Spiegelbild des Brunnens: sie nicken und lachen einander zu. Der Knabe hier lacht aber nicht. Wir denken an den unseligen Narkissos, der in weltfremder Einsamkeit und Tumbheit aufgewachsen (ähnlich wie der Parsival des 13. und der Simplizissimus des 17. Jahrhunderts) plötzlich am Waldbach sein Bild sieht und von Liebe zu der schönen Gestalt ergriffen wird: aber sie zerrinnt ihm stets, wenn er sich ihr naht, so verschmachtet und verzehrt er sich, bis die Götter sich sein erbarmen und ihn in eine Blume wandeln, die schöne Narkissosblume. — Beachten Sie hier die Beweglichkeit des Kopfes und Halses, die Leichtigkeit des ganzen Körpers. Wo würde eine solche Bronze gut hinpassen? **Sch.:** An einen Gartenteich. **L.:** Gewiss, besser als in das schönste Museum.

\*) Orpheus und Eurydike, geschenkt von Herrn August Ahrens

\*\*) geschenkt von Frau Lilly Hirschfeld

Nun überblicken Sie noch einmal, wie mannigfaltige Gestalten uns hier auf unseren sechs Spaziergängen begegneten. Zwei stark bewegte Gestalten: der Satyros vor Athena und der Diskoswerfer, dann zwei ruhige: der Apollon mit der Leier, der Jüngling mit dem Schabeisen, dann der Sokrateskopf; ferner ein Marmorrelief: die stille Szene aus dem Frauenleben, und im Gegensatz dazu drei Gefolgsleute des Dionysos; dann das realistische Standbild des Demosthenes und im Gegensatz dazu zwei ideale Göttergestalten: der bewegte Apollon mit dem Bogen, und die ruhige Pallas Athena der Lemnier; dann das grausig-schöne Medusenantlitz und der ernste Perikleskopf; im Gegensatz dazu der vornehme Sandalenlöser und der etwas täppische Silen mit dem Weinschlauch; dann der Knabe, den ein Dornstich ganz in Anspruch nimmt, und im Gegensatz dazu der Weltenüberblickende junge Alexandros; dann die priesterliche Frau im weiten Mantel, und die ebenso geheimnisvolle Szene, wie Eurydike wieder zur Unterwelt entschwebt; und zum Schluss diesen ernstesten Knaben am Bach. — Nicht ein Wissen sollten Ihnen diese Museumsgänge bringen, sondern das einfache Können, so wie nach meiner Erfahrung die Künstler es sich von uns wünschen und ausbitten, ein Kunstwerk mit offenen Augen aufmerksam zu betrachten. Wer so sich lange Jahre in Museen an Originalen oder guten Nachbildungen geübt hat und lebendige Kenntnisse gesammelt hat, der mag sich dann schliesslich auch der ordnenden Kunstgeschichte anvertrauen. Vorher nicht!

Um griechische oder römische Bildwerke zu verstehen d. h. zu geniessen, braucht man ebenso wenig kunstgeschichtliche Gelehrsamkeit wie zum Verständnis der ganz grossen und zugleich volkstümlichen Kunstwerke unsrer Zeit. Die antike Kunst arbeitete nicht für Kunstaustellungen und deren berufsmässige Berichterstatter, nicht für Museen oder Kunstsammler, sondern arbeitete, als Heimatkunst im besten Sinne, für die „Laien“: auf diese allein wollte die antike Kunst wirken, und daher kommt es, dass diese alten Werke, sobald unser Blick nur einigermaßen geübt ist, auch uns so lebendig werden und schliesslich so vertraut wie liebe Freunde.



# POMMERSCHE VOLKSTYPEN IN DER DICHTUNG. VON OBERLEHRER DR. OTTO ALTENBURG

Als Ludwig Giesebrecht im Jahre 1865 über einige Gedichte der Sibylla Schwarz, einer 13jährigen pommerschen Dichterin des 17. Jahrhunderts, schrieb, da erklärte er, gleichsam zu seiner Entschuldigung: „Provinzialpoesie hat, vornämlich in Deutschland, neben der Provinzialgeschichte ihr Recht und ihren Wert.“ Er selbst hat diesen Satz durch Lehre und Beispiel bewiesen. Schon 43 Jahre vor ihm hatte ein Grösserer die deutschen Dichter auf die Darstellung der eigentümlichen Zustände ihrer Landschaft verwiesen und dabei besonders auf den Nordosten unseres Vaterlandes aufmerksam gemacht: im Jahre 1822 äusserte sich Goethe in der Vorrede zum deutschen Gilblas also: „Uns ist es höchst erfreulich, wenn ein wahres dichterisches Talent sich dem Besonderen widmet, und das, was dem Menschen als gemein und alltäglich vorkommt, in aller Eigentümlichkeit, glänzend hervorzuheben weiss; wie wir denn überhaupt von der Ostsee her kräftigen Succurs für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens zu hoffen haben.“ Aber so erfreulich es ist, dass dem allumfassenden Geiste des Dichterfürsten auch das Erwachen pommerscher Dichterstimmen nicht entgangen ist, so sollen hier doch nicht seine persönlichen Beziehungen zu unserer Heimat verfolgt werden, wie sie sich z. B. aus seinen Briefen an J. G. L. Kosegarten, Ph. O. Runge u. a. Pommern nachweisen liessen. Bedeutsamer ist, wie bestimmt er den Dichtern Deutschlands „die Richtung auf eigentümliche Zustände der vaterländischen Gegend, auf das Besondere, das poetische Ergreifen des Nächsten, alltäglich und gemein Geachteten“ angibt. Die Geschichte bestätigt es ja, es hat eben „jedes Land, jede Landschaft und jeder Volksstamm Entfaltungen seines eigentümlichen Charakters und Lagen, welche in wenig veränderten Formen sich durch alle Jahrhunderte wiederholen müssen, die also beständig jung und neu bleiben, weil sie durch die unabänderliche Natur selbst bedingt sind“ (Giesebrecht). Was einmal behauptet ist<sup>1)</sup>: „Pommern ist reicher an Feldherren und Staatsmännern, als an Dichtern“ ist wohl richtig: nicht immer hat sich die Dichtung auf Pommerns rauhen Fluren liebevoller Pflege erfreut, oft sind Jahrzehnte hindurch der Dichter Stimmen verstummt; und doch ist auch bei uns von den Tagen des Minnesanges an manch Lied erklingen, wäre es auch zu Zeiten nur ein Volkslied, oder die künstliche Reimerei der Gelehrten gewesen. Zahlreicher als in der Vergangenheit freilich treten pommersche Dichter erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts hervor, und in unseren Tagen dichtet man allorts, in Stadt und Land. Auch Pommern hat heute seine Heimatpoesie. Möchte nur von allen gelten, was der Stralsunder K. Lappe in einem seiner bekanntesten Gedichte sagt:<sup>2)</sup>

„Nord oder Süd! Wenn nur im warmen Busen  
ein Heiligtum der Schönheit und der Musen,  
ein götterreicher Himmel blüht!  
Nur Geistesarmut kann der Winter morden.  
Kraft fügt zu Kraft und Glanz zu Glanz der Norden.  
Nord oder Süd!  
Wenn nur die Seele glüht!“

Es erhebt sich nunmehr die Frage, welche eigentümlichen, aber im grossen und ganzen doch sich gleichbleibenden Züge die Dichtung den Pommern verliehen hat, welche typischen Eigenschaften sie den pommerschen Bauern, den Städtern und Kaufleuten, den Seeleuten und den Pommern

<sup>1)</sup> Das liebe Pommerland IV, p. 219.

<sup>2)</sup> K. L. Blätter I, 1824.

überhaupt beizulegen liebt. Mag das Dichterauge auch manchmal die Wirklichkeit in verklärtem Lichte geschaut haben, in den wiederkehrenden Grundzügen wird sich doch der Kern des Volkscharakters erkennen lassen, ihre Darstellung wird der Förderung der Volkskunde dienen können.

Der pommersche Bauer kommt in den Schilderungen der Kantzow'schen Chroniken besonders schlecht weg; seine Faulheit, Gefrässigkeit und Grobheit werden besonders getadelt. Und aus dem „Rügenscher Landgebrauch“ betitelten Buch des Landvogts von Normann, das ebenfalls dem 16. Jahrhundert angehört, führt E. M. Arndt eine noch schlimmere Charakteristik des pommerschen Bauern an: „Er ist übermütig, streit- und schlagsüchtig, hoffärtig und wild und will es im ungebundenen und herrischen Wesen den Junkern fast gleichtun.“ Abgesehen von der Schlagfertigkeit, die aber lediglich eine körperliche ist, ist dieses abfällige Urteil auf den rügenschen Bauern örtlich und zeitlich zu beschränken. Mehr Gerechtigkeit lässt ihm doch schon Kantzow widerfahren, wenn er die Aufrichtigkeit, Treue, Verschwiegenheit des pommerschen Volkes, d. h. doch in erster Linie des pommerschen Bauern, der „die Lügen und Schmeichelwort hasset“, hervorhebt. Von dieser Seite kennt auch E. M. Arndt selbst seine Landsleute: in seinen „Erinnerungen aus dem äusseren Leben“ berichtet er vom Jahre 1809 von gewissen „für die welschen Zwecke erkaufte und eingelernte Schelmen und Späherndeutscher Zunge“, fügt aber sogleich einschränkend hinzu: „Ich meine mit den Schelmen deutscher Zunge keine Pommern. Ich darf die Art meiner Heimat nicht schwärzen, sie ist etwas träg und bequem, aber durchaus gutmütig und gerade, ihre mit Recht gepriesene Fröhlichkeit, Tapferkeit und Treue beugt sich gottlob! selten zu Ränken und Hinterlisten hinunter.“ Die Dichtung hat nun die schlechten Eigenschaften des pommerschen Bauern nicht gerade gern dargestellt. Als Beweis für die Grobheit, von der auch seine Dorfpoesie nicht frei ist, mag jene alte Grabschrift angeführt werden, mit der Bauern den barschen Sinn eines Herrn von Sallern verspotteten (aus der Zeitschrift Eurynome, Stettin 1806 p. 277):

„Hie ligt Hans von Sallern;  
wo plegte dat to ballern,  
wenn he sine Buren utkloppt —  
nu hebben se em hie henstoppt.“

Doch nach dieser Seite wird der pommersche Bauer seine Standesgenosse anderer, zumal norddeutscher Gegenden nicht gerade übertreffen. Ausserdem macht die ältere Dichtung zu Vertretern des Grobianismus lieber Angehörige des pommerschen Adels.<sup>1)</sup> Vielmehr begegnen wir zwei Männern, die schon von der Sage früh verherrlicht sind, auch öfter in der Dichtung. Da ist zunächst Hans Lange, der Bauer aus Lanzig bei Rügenwalde, von dessen väterlicher Liebe zu dem verwaorsten jungen Bogislaw und seinem Bruder Kasimir uns die Chronisten Kantzow und Mikraelius in ihrer treuherzigen Art erzählen. Dichterisch ist Hans Lange verherrlicht von dem Koserower Pfarrer W. Meinhold (Gedichte, 2. Auflage 1835) unter dem Titel „Bogislaw der Grosse und der Bauer Hans Lange. Romanze in drei Abteilungen“. Mit packender Lebendigkeit führt er uns die Gestalt des jungen Herzogssohnes vor Augen:

„Sprich, wer ist der Bursch, der dort sich mit den Schusterjungen rauft?  
Potz, wie setzt er sich zur Wehre, höre, wie er stöhnt und schnauft!  
Durch die Kleider steckt der Ellenbogen, durch den Schuh der Zeh,  
das ist wohl ein rechter Bube und ein rechtes Älternweh!“

So sieht ihn Lange, lässt sich von den Rügenwaldern berichten und versucht, den 16jährigen Junker für sich zu gewinnen, der ihm aber sogleich eine Probe von seiner trefflichen Erziehung gibt:

„Alter Schurke, Hund von Bauer, sage, was geht dich das an?  
Spricht's und schlägt ihn in das Antlitz, dass es gleich mit Blut berann.“

<sup>1)</sup> Hierüber gedenke ich an anderer Stelle zu handeln.

Doch das edle Bauernherz siegt über das verrohte Gemüt des Junkers. Durch herzliches Zureden gewinnt er sein Vertrauen, kleidet ihn auf seine Kosten ein, klug und liebevoll zugleich erinnert er ihn an Herkunft und Stand und lädt ihn zu sich nach Lanzig. — Den weiteren Verlauf der Dichtung werden wir im wesentlichen bei einem anderen Dichter kennen lernen.

Meinhold hat sich mit diesem Stoff schon früh beschäftigt; zuerst hat er ihn dramatisch behandelt, doch scheint das Werk nicht gedruckt zu sein. Immerhin ist mir eine Probe bekannt geworden (Hakens Pommersche Provinzialblätter, Band 3. 1821). Der Dichter war damals Rektor in Usedom und stand im 24. Lebensjahre. Sein Trauerspiel führte den Titel „Sophie von Pommern“ und ist somit die erste uns bekannte Dichtung Meinholds. Aus den beiden erhaltenen Szenen ergibt sich, dass die Ermordung des jüngeren Herzogssohnes Kasimir den Eingang des Stückes bildete, dass eine Pflügetochter Sophiens, Sidonia, die jenen im stillen geliebt hat, die Schützerin Bogislaws wird, und dass mit einem starken Anachronismus Bugenhagen eingeführt ist, der als Bote des Herzogs Wartislaw die Kunde vom Tode Erichs II. nach Rügenwalde bringt und mit Begeisterung von Luthers gewaltigem Wirken in Wittenberg berichtet. Das Manuscript dieses Dramas hat Jean Paul vorgelegen; rückhaltlos hat er dem jungen Dichter seine Anerkennung ausgesprochen und ihm versichert, er sei „des wahren tragischen Ausdrucks mächtig und verspreche der Dichtkunst noch viel“. Danach scheint es, als wenn der Verlust des Dramas zu bedauern ist. Überraschend ist es zu sehen, wie gern auch andere pommersche Dichter die Jugend Bogislaws und seinen Bauernerzieher besungen haben. Sie halten sich stofflich alle an die Darstellung Kantzows und bieten im wesentlichen nichts Neues. Ich nenne nur Th. C. Piper, J. F. Ch. Finelius, A. F. Meyer (ps. Brunold) und R. Prutz, der in seiner Sammlung „Aus der Heimat“ unserm Bogislaw einen Zyklus von 12 Gedichten widmet.

Alle diese aber bleiben weit zurück hinter Paul Heyses Schauspiel in 4 Akten „Hans Lange“, das 1866 erschien, also 2 Jahre vor seinem „Kolberg“. Die dramatische Verwicklung ist nur einfach. Akt III bringt mit dem Tode des Herzogs Erich die einzige Steigerung zu einem dramatischen Höhepunkt: der Kanzler E. von Massow sucht Bugslaff zu beseitigen, um die Herzogin Sophia zur unbestrittenen Herrin des Landes zu machen. Der Plan scheitert an der List Langes; doch büsst der Bauer selbst mit seiner Gefangensetzung. Akt IV zeigt, wie sich der junge Bugslaff, der Bauernzögling, kraftvoll als Herzog durchsetzt, seinen väterlichen Erzieher befreit und der Mutter sowie dem inzwischen eingefangenen Massow grossmütig vergibt.

Um so schärfer hat Heyse aber die Charaktere herausgearbeitet. Da treten uns die pommerschen Edelleute J. von Krockow, H. von Puttkammer und J. von Dewitz in ihrer ganzen Roheit und Plumpheit entgegen. Dem Trunke sind sie mehr oder weniger alle ergeben — hat doch J. von Dewitz „dies wacklige Gestell, ein Fass von zwei Oxhofs zu tragen“ — roh in Lebensweise und Sprache, haben sie ihre Freude an wilden Wolfs- und Bärenjagden, aber ihrem Lande und ihrem Herzoge sind sie alle treu ergeben. Allen listigen Versuchen des gewissenlosen Massow, sie für seine eigennützigen Pläne zu gewinnen, scheitern. „Nee, Massow, ruft Krockow aus, ein guter Pommer bin ich, weiter nichts. Mit Zehnen mich schlagen und Zwanzig unter den Tisch zechen; aber Pfliffe und Kniffe,“ — — — und an anderen Stellen ähnlich. Auf diese altpommerschen Junker kann sich der junge Herzog gegen den „Gottseibeius, den Massow“ verlassen. Viel grösseres Interesse aber als der Adel gewinnen uns die Vertreter des Bauernstandes ab. Da ist zunächst Gertrud, die alte, lahme, schwerhörige Mutter des Bauern; sie ist die lebendige Tradition im Hause; strenge Zucht und echtes gottesfürchtiges Wesen pflanzt sie auf das kommende Geschlecht fort. In ihrer Gradheit, klugen Erfahrung und Ehrwürdigkeit ist sie die berufene, dem aus dem Bauernstande scheidenden jungen Bugslaff den Segen zu erteilen. Sie trägt unverkennbare Züge jener altgermanischen Frauen an sich, die uns Tacitus schildert. Ein durchaus würdiger Sohn dieser alten

Gertrud ist Hans Lange selbst. In Liebe und Ehrerbietung steht er ihr gegenüber; bekennt er doch sogar von ihr: „Ja, die Weibslute! Wenn unserm Herrgott mal von Hunderten eine gerät, dann ist es auch danach, dann taugt sie hundertmal mehr, wie der beste Mann“. An Gradheit, Offenheit des Wesens und Gottesfurcht steht dieser Bauer seiner Mutter nicht nach. Seine Charakterfestigkeit beweist er vor hoch und niedrig. So, wenn er der Herzogin erklärt: „Ich habe selbst eine Mutter, und wie ich jung war, hatt' ich auch einen harten Kopf, und sie eine harte Hand, und sie hat mich nicht schlecht kurantz, wenn sie ihre Laune hatte. Ich weiss also sehr wohl, was sich ein Sohn von seiner Mutter gefallen lassen muss.“ Ebenso vernünftig denkt er über das Regieren: „Ich bin man ein armer Bauer, aber ich habe immer gehört, wer Land und Leute regieren will, muss sich erst selbst regieren können.“ Mit Strenge und Charakterfestigkeit verbindet sich bei Lange aber ein gut Teil Schlaueit. Sein sehr gesunder Grundsatz ist: „Worüber man nicht springen kann, da muss man unterwegkriechen.“ Den jungen Bugslaff aus äusserer und innerer Verwahrlosung zu retten, dazu ist also Hans Lange vorzüglich geeignet. Weil er die selbstsüchtigen Ränke des diplomatischen Kanzlers durchschaut, andererseits aber von dem Recht des jungen Herzogssohnes fest überzeugt ist, so wendet er all seine bäuerliche Weisheit und Schlaueit an, den Jüngling zu gewinnen, seine edleren Anlagen zu wecken und zu entwickeln, obgleich er „so'n muffiges, trotziges Wesen hat, wie eine Pogge im Mondschein“. Vor allem weiss er bei ihm das Bewusstsein von seinem fürstlichen Beruf zu entwickeln und ihn zu einem starken, mannhaften, gerechten Charakter zu erziehen, der sich im gegebenen Augenblick sein Recht erzwingt. — Alles in allem: Hans Lange ist der Typus eines Idealbauern, eine wahre Prachtgestalt.

Ein schönes Gegenstück zu H. Lange ist im 18. Jahrhundert Hans Müsebeck. Person und Name sind historisch. Der schönen Erzählung von seiner Treue gegen seinen König Karl XII. von Schweden liegt die Tatsache zu Grunde, dass er ihm in der Not des Nordischen Krieges zusammen mit einem andern Bauern seines Dorfes Konerow (bei Wolgast) eine grössere Summe gegen Verpfändung ihrer drei Pachthöfe vorschiesst. Die Sage aber lässt ihn selbst von der Heimat bis ins Lager des Königs nach Bender (in Südrussland) reiten, um seinem Landesherrn die Summe, die er in den Schäften seiner Stiefel mit sich trägt, zu überbringen. Zwei poetische Bearbeitungen sind mir bekannt geworden. Die eine ist von Wilhelm Meinhold (a. a. O.). In aller Schlichtheit trägt der Dichter die Sage vor, doch so, dass die Not des Königs — soeben hat er sein Leibross erschossen, um nicht verhungern zu müssen, und starrt schwermütig in Gedanken vor sich hin — und die treuherzige Biederkeit des pommerschen Bauern in wirkungsvollen Gegensatz treten. Dabei fehlt es ihm nicht an einem gewissen Bauernstolz, nur ist er frei von jeder Standesüberhebung. Offen erklärt er dem Könige, als er ihn zum Edelmann machen will: „Als Bauer bin ich geboren, und wenn es Gott gefällt, so geh' ich auch als Bauer einst wieder aus der Welt“. Darum dankt ihm Karl mit der Befreiung von der Pacht und spricht die schönen Worte:

„So lange noch ein Sprössling von diesen Bauern blüht,  
 so lang' auf Con'rows Hufen der Pflug noch Furchen zieht,  
 so lange noch in Pommern ein edler Fürst regiert,  
 und den Greif in seinem Wappen und Gott im Herzen führt:  
 sollt ihr auf euren Höfen auch sitzen frank und frei  
 und späten Bauern künden den Lohn der Bauertreu!“

Noch heute nach 200 Jahren blüht das Geschlecht der Müsebecks und ihre Bauertreue auf ihrem Erbpachthof in Konerow. Meinholds Dichtung aber gehört unzweifelhaft zu seinen gelungensten.

Ein Jahr nach ihm behandelte denselben Stoff E. H. Freyberg („Pommersche Sagen in Balladen und Romanzen“ 1836). Wesentliche Abweichungen weist dies Gedicht nicht auf, selbst das Versmass ist dasselbe wie bei Meinhold, wörtliche Anklänge machen sogar den Eindruck bewusster Entlehnung. Doch die Darstellung der schlichten Bauernart ist auch diesem Dichter gut gelungen.

Die Dichtung unserer Tage beschränkt sich nicht mehr auf die Benutzung beliebter Sagenstoffe. Seitdem sie sich die Aufgabe gestellt hat, das Echte und Wahre in Natur und Leben zu erfassen, wahres volkstümliches Wesen in landschaftlicher Eigenart darzustellen, seitdem wir eine „Heimatkunst“ in der Literatur haben (Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts), begegnen wir auch zahlreichen Bauerngestalten in der pommerschen Dichtung. Aus der grossen Zahl nenne ich nur O. Palleskes Sammlung „Kuddelmuddel. Plattdutsche Gedichte“, 2. Aufl. 1873. In einigen dieser nicht umfangreichen Stücke ist die Anschauungsweise des Bauern, sein nüchterner Wirklichkeitssinn, der sich allein von der Rücksicht auf das Nützliche bestimmen lässt, seine Schlaueit, auf die er sich etwas zu gute tun würde, wenn ihn nicht der Advokat in der Stadt doch hineinlegte, trefflich dargestellt, z. B. in „De Begaudachtung“, „Gaude Rad“ u. a. Besonders wertvoll sind Palleskes Dichtungen durch das „durchaus richtige und wirklich gedachte Plattdeutsch“, das schon F. Reuter an ihnen rühmte. — Den pommerschen Bauern in seiner derben Lebensweise, bei der Arbeit und bei seinen Festen schildern in schlichter, doch oft schalkhafter Weise die Erzählungen der Frau E. von Oertzen in ihren Sammlungen „Eutenrieke und andere hinterpommersche Geschichten“ 1901, „Die ollen vielen Jungs“ 3. Aufl. 1909 u. a. Einen Bauern von kerniger Gediegenheit und gesunden sittlichen Anschauungen, durch die er auch schwere, in der eignen Familie vorgefallene Verfehlungen zu überwinden weiss, schildert sie uns in der Erzählung „Der Strandbauernhof“, 1902. Echtes Bauernleben auf Rügen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts führt uns K. Mass in seiner plattdeutschen Erzählung „Dörch Blaumen un Nettel“, 1903 vor Augen. Sein Karl Bliese und dessen Frau hängen mit derselben Liebe an der ererbten Scholle wie an der hergebrachten Lebensweise und Sitte und bewahren sich in allen Lebenskämpfen die Freude am Besitz und am Dasein. Gut geschaute Typen, besonders aus dem Bauernstande, finden sich in Th. Malades „Geschichten von der Scholle“, 2. Aufl. 1905. Auf andere Beispiele aus der neueren Dichtung einzugehen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Erwähnt sei noch kurz F. Reuters humoristisches Gedicht „Woran einer einen pommerschen Buren kennen kann“ (Läuschen und Rimels II), in dem er uns eine köstliche Probe von den unübertrefflichen Leistungen des pommerschen Bauern im Essen gibt. Es schliesst mit den Worten:

„De pommersch Bur, de is tau ken'n,  
wenn hei't Gewehr fött bi dat En'n,  
wenn hei den Kolben fluschen lett,  
Un wenn hei dicke Arwten frett“.

Dass „der Pommer vorwiegend ein materialistisches Geschöpf ist“ (so sagt einmal ein pommerscher Kritiker in R. Prutz Deutschem Museum), ist nach Reuters Darstellung klar. Die satirische Dichtung hat diese Seite seines Wesens gern beleuchtet; der interessante Nachweis soll an anderer Stelle erbracht werden.

Vertretern pommerscher Städte im Mittelalter begegnen wir in der dramatischen Dichtung. Der Tod des 20jährigen Herzogs Otto III. von Stettin 1464, mit dem die Stottiner Herzogslinie erlosch, hat schwere Sorge über die Bürgerschaft gebracht: die einen setzen ihre Hoffnung auf die Wolgaster Herzöge, ein kleinerer Teil auf den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg. Zu ihnen gehört der Bürgermeister Albrecht Glinde, der in der chronistischen Darstellung des Th. Kantzow eine wichtige Rolle spielt: beim Begräbnis des Herzogs wirft er nach dem Brauch der Zeit dessen Schild und Helm in die Gruft mit den Worten: „Dor licht unse Herschop“ und vier Jahre später will er dem Kurfürsten heimlich die Tore öffnen. Die Sage hat die Gestalt des verräterischen

Bürgermeisters also vorzüglich für die Dichtung vorbereitet. Besungen hat ihn z. B. O. F. Gruppe in dem Gedicht „Die pommersche Herzogskrone“. Dramatisch aber hat ihn A. von Arnim behandelt in „Glinde, Historisches Schauspiel“. <sup>1)</sup> Er verbindet die beiden Ereignisse von 1464 und 1468 und lässt die feierliche Beisetzung Ottos III. und den misslungenen Versuch, die Brandenburger nach Stettin hineinzubringen, unmittelbar auf einander folgen. Darum verlegt er den Schauplatz von Schillersdorf — Kantzow sagt „und ist davon noch das Sagent vom Ratslage unter der Lynde zu Schilderstorff“ — auf den Kirchhof an der Stadtmauer von Stettin, wo „grosse Denkmäler die Gräber der älteren Herzoge bezeichnen“; hier ist das frische Grab und die Linde, an der Glinde die vom Ritter Eickstädt aus der Gruft zurückgeholten Waffen aufhängt. Auch auf das Wunder, dass des Baumes Blätter in demselben Augenblick verwelken, verzichtet der Dichter nicht. Im übrigen aber hat er uns in seinem Bürgermeister Glinde keinswegs einen selbstsüchtigen Verräter dargestellt, sondern jenen weitblickenden Mann, der durch eigene kaufmännische Tüchtigkeit reich geworden, kinderlos und unbeweiht, sein Vermögen seiner Stadt zu milden Stiftungen vermachen und ihr vor allem seine ganzen Kräfte weihen will. „Uns Kaufherrn ist ein freier Geist gewonnen, wir müssen weitersehen im Geschäft“, das ist sein Grundsatz; und deshalb ist er dem Brandenburger geneigt, um dafür die Reichsfreiheit Stettins zu erhalten, „es mit der grossen Hanse enger, ungestörter zu verbinden, und den Handel weit übers Meer hinauszudehnen“. Darum wagt er die heimliche Abmachung mit den Märkern, ja Kurfürst Friedrich erscheint selbst, als Mönch verkleidet, in der Stadt. Das aber wird Glinde's tragische Schuld. Der Widerspruch der Bürger macht ihn bedenklich, dazu das Verwelken der Blätter am Lindenbaum. Daher schnelle Reue, Verzicht auf den heimlichen, nun gefährlich gewordenen Plan, und mannhafter Entschluss, den Kurfürsten zum Rückzug zu bewegen, wenn's sein muss, mit Gewalt. Mit den herzoglichen Waffen, die er vom Lindenbaum genommen, kämpft Glinde noch in der Nacht mit den Brandenburgern, wird zum Tode verwundet und stirbt unter der Linde. Den Kurfürst, die Stadt, die Ehre hat er gerettet. Sein Tod ist den Bürgern ein Geheimnis, und zusammen mit den Rüdtern vertrauen sie sich Erich, dem Herzog von Wolgast, an. Glinde's erhabener Charakter aber ist durch seine Selbstaufopferung verklärt; die Stadt „verliert in ihm den wahren Herzog, die Seele, den Geist, der alles wohl zusammenhielt“. — Zu bedauern ist, dass Arnim den hochdramatischen Stoff nicht zu einer vollständigen Tragödie ausgestaltet hat; er hat ihn auf einen einzigen Akt beschränkt.

Auch der Stralsunder Heinrich Kruse führt uns in zwei pommerschen Dramen ins Mittelalter. Obgleich der Dichter nur die ersten 18 Jahre in seiner Heimatstadt verlebte, bewahrte er ihr doch allezeit treue Anhänglichkeit, vor allem auch in seinen Dichtungen. Während seiner Studien in Bonn (1835) hatte er das Glück, E. M. Arndt näher zu treten, und das Beispiel dieses deutschen und pommerschen Mannes, der ihn in einem Empfehlungsschreiben an seinen Freund Reimer einen „wackeren, ausgezeichneten Jüngling“ nannte, wird ohne Zweifel sein Heimatgefühl gestärkt haben. In seinen beiden Trauerspielen „Wizlav von Rügen“ 1854, und „Raven Barnekow“ 1855 führt uns Kruse Stralsunder Bürger vor Augen, kraftvolle Persönlichkeiten, weil sie die Städte-macht gegen die Fürsten verteidigen. Jenes Drama spielt im 14. Jahrhundert und zeigt des machtvollen, selbständigen Stralsund Bürgermeister Arnold Brandenburg im Kampf mit dem Minnesänger und letzten Fürsten Rügens Wizlav III. Brandenburg verkörpert den Stolz des freien Bürgers; das weiss sein Gegner am besten, denn er nennt ihn:

„Das Rolandsbild von Stralsunds Privilegien.  
 Er steht so lang und bolzengrade da,  
 als hätt' er just den Sankt Jakobiturm  
 in Stralsund eingeschluckt.“

<sup>1)</sup> L. A. v. Arnims sämtliche Werke, Bd. 18, 1846.

Getreu seinem Grundsatz: „Fürst, gebt uns unser Recht! Sonst nehmen wir das Recht uns selbst“ behauptet er an der Spitze eines starken Bürgerheeres die alten Privilegien der Stralsunder, schlägt die Dänen, des Fürsten Verbündete, weist dessen Ueberfall auf Stralsund zurück und erstürmt auf einem kühnen Kriegszuge die rügenische Stamburg auf dem Rugard. Wenn irgend einer, so ist Brandenburg des Vertrauens seiner Mitbürger würdig: während sein Vater und Grossvater noch in einer schlichten Holzbude an St. Nikolai dem Bauer den Bart für einen Pfennig abgenommen haben, hat es Arnold B. durch kaufmännische Begabung und eisernen Fleiss zu Reichtum und fürstlichem Wohlstand gebracht, der seine Schiffe, wie die andern grossen Kaufherren, auf den Heringsfang nach Schonen schickt. Dann aber ist er ein Mann von starkem Gottvertrauen, nach aussen zwar rauh und hart, aber von unbeugsamem Gerechtigkeitsinn und unbedingter Zuverlässigkeit in Wort und Tat. Trotz seines Reichtums hält er an der alten Einfachheit und Gediegenheit der Lebensführung fest, kennt im Dienst keine Kleinigkeit, will nur handeln, wo andere reden. Diesem königlichen Kaufmann, diesem heldenhaften Stadtoberhaupt schlagen in treuer Liebe die Herzen seiner Bürger; denn er war „der Fürst von Stralsund“. Grosszügig und erhaben ist das Vermächtnis, das der im letzten Kampf im Hainholz zum Tode Verwundete der versammelten Bürgerschaft hinterlässt. Selten hat ein pommerscher Bürger seinem Heimatstolz und seiner Liebe zur Vaterstadt begeisterteren Ausdruck geliehen, als Arnold Brandenburg.

Kruse führt uns in seinem „Raven Barnekow“ ins 15. Jahrhundert. Neben dem Titelhelden tritt Otto Voge, Bürgermeister von Stralsund und „der reichste Mann an der ganzen Küste“, als eigentliche Hauptperson so in den Vordergrund, dass man wünschen möchte, die Tragödie wäre auch nach ihm genannt. Der Gegenstand des Streites zwischen ihm und dem Herzog Wartislaw IX. ist die Prinzessin Katharina, Nichte des Herzogs, zu deren Vormund Otto Voge von Barnim VIII. ernannt ist. In diesem Streit verteidigt der Bürgermeister die Rechte seiner Stadt mit aller Rücksichtslosigkeit und lässt in seinem Zorn den herzoglichen Rat Barnekow, der zwecks Schlichtung des Streites nach Stralsund kommt, gefangen nehmen und unter qualvollen Martern hinrichten. Auch Voge ist ein Mann von gewaltiger Willenskraft, ein grosser Charakter. Zwar nicht zarterer Empfindung bar — mit inniger Liebe hängt er an seinem Weibe Elsbeth und seiner fürstlichen Pflgetochter — vernachlässigt er doch manchmal die Sorge für das häusliche Glück, weil er seine ganze Kraft für das Ansehen und die Wohlfahrt seiner Stadt einsetzt. Treffend beurteilt ihn die Prinzessin:

„Erhaben ist's und lächerlich zugleich,  
wie Ihr die Stadt nur mit dem Stral im Wappen  
bedenkt und alles übrige vergesst.“

Dieser eiserne Charakter hat seinen Bürgerstolz und sein Heimatsgefühl so hoch gespannt, dass er seine Rechte in starrer Einseitigkeit bis zur äussersten Konsequenz verfiht und in einer Art dämonischer Verblendung schwere Schuld auf sich lädt. Versöhnend wirkt bei seinem starren Charakter ein gesunder Humor, der sich besonders in einer kernigen, sentenzenreichen Redeweise äussert, und eine gewisse Nachgibigkeit gegen die innig geliebte Pflgetochter. Ihr zu Liebe entschliesst er sich in der äussersten Not, als der wütende Volkshaufen sein Leben fordert, zur Flucht. Das ewig Weibliche zieht auch ihn hinan. Als er schliesslich als reuiger Pilger seine Schuld gesühnt und sich mit seinen Feinden versöhnt hat, folgt Voge Katharina nach Schwerin, der reichen und mächtigen Stadt am Sund aber, die bei Kaiser und Papst mehr gilt als ein Herzog von Pommern, widmet auch dieser gewaltige Altbürgermeister ergreifende Worte des Abschieds.

Hinter Stralsund braucht Pommerns Hauptstadt nicht zurückzustehen: H. Hoffmann hat uns in seinem dreibändigen Roman „Wider den Kurfürsten“ 1894 eine Lokaldichtung geschenkt, in der wir nicht nur ein treffliches Bild der Stadt und ihrer Zustände im 17. Jahrhundert erhalten, sondern auch die Stände, die Handwerker, Schiffer, Lehrer der Lateinschulen und die Kaufherren in einer Reihe lebenswahrer Gestalten verkörpert finden. Ein Bild dieser biedereren Städter mit ihren Fehlern und Vorzügen zu entwerfen, würde über den Rahmen dieser Ausführungen weit hinausgehen; ich beschränke mich hier auf den Hauptvertreter des Kaufmannstandes, Jürg Wichenhagen. Vom Grossvater Tobias, der seinem groben Schmiedehandwerk treu geblieben, während der Vater das Kaufmannsgeschäft begründet hatte, hat Jürg eine unbändige Krafterbe geerbt. In allem seinem Tun zeigt sich eine kraftgenialische Anlage, ein Zug ins Grosse. Sein Geschäft baut er mehr durch Klugheit als gediegenen Fleiss aus. Natürlich bewohnt er eins der schönsten Kaufherrnhäuser, ist der reichste Mann der Stadt, hat seine eigenen Schiffe, aber auch Segeljachten ebenso wie Reitpferde; seine Leute bezahlt er gut. In den Wäldern tummelt er sich ebenso gern wie auf dem Wasser; ein verwegener Segler, „fasst ihn keine Kugel und kein Enterhaken; mit dem Teufel selbst segelt er um die Wette“. Gewandt im Verkehr mit Standesgenossen und den schwedischen Offizieren, vergnügt er sich doch lieber unter dem einfachen Volk, wenn es draussen bei Frauendorf oder Gotzlow in derber Ausgelassenheit das Pfingstfest mit Taubenabwerfen, Zechen, Singen, und Tanzen feiert. Die steifen Herren vom Seglerhaus dagegen in ihrer angenommenen Förmlichkeit widerstreben ihm. Darum schwärmt das einfache Volk für ihn, wie er der Liebling der studierenden Jugend ist. Da wollen eines Tages die Studenten der Kgl. Lateinschule dem verhassten Rektor der Ratsschule, dem schreckhaften Herrn Bambamins, der sich durch eine unerhörte Schulreform — er lehrt die deutsche Sprache — besonders unbeliebt gemacht hat, in geisterhafter Verkleidung eine Katzenmusik bringen. Wichenhagen gesellt sich ihnen zufällig zu, lenkt aber den ganzen Ulk vom Rektor auf die lässige und feige Bürgerwehr auf den Wällen; jenen bewahrt er vor Schaden an Leib und Seele, während diese spornstreichs ihre Posten verlässt und sich durch die Flucht dem Gelächter der Bürger preisgibt. Jürg Wichenhagen kann also Bedeutendes leisten, wenn er nur vor grosse Aufgaben gestellt wird. Trotzdem erscheint seine Persönlichkeit im ersten Teil des Romans widerspruchsvoll und problematisch. Ein Draufgänger, der seinem Wahlspruch „Herdurch mit Freuden“ getreu, sich leicht zu schnellem Handeln fortreissen lässt, „rennt er oft kopfüber aus lauter Hochmut in die Gefahr“. Mit klarem Blick erkennt er selbst in sich uraltes pommersches Wesen, wenn er seinem Busenfreund, dem Schiffer Pust, erklärt: „Wir Pommern sind solch Pack, Rauffbolde immer ohne Zweck und Ziel, seit uralten Zeiten immer dasselbe. Lies die alten Historien: von Anbeginn nichts als ein blödes Prügeln nach rechts und links, ohne grosse Gedanken, ohne ein vornehmes Ziel. So seit 500 Jahren. Was Wunder, wenn aus mir auch nichts Besseres geworden ist, als ein zielloser Liederlich? Es liegt im Blute. Sieh, und darum war es Zeit, dass Pommern unter eine tüchtige Fuchtel kam, die uns feste Wege wies, und es ist ein Glück, dass Schweden sich unser erbarmte. Für meine arme Person freilich hat sich so etwas nicht gefunden — es würde aus dem Kerl auch wohl nichts mehr zu machen sein.“ Und doch hat Jürg W. ein starkes pommersches und auch deutsches Nationalbewusstsein, wie er durch sein mannhafte Verhalten beweist, als er in später Nachtstunde im Ratsweinkeller am Kohlmarkt die Herausforderung eines schwedischen Offiziers zurückweist. So wenig er seinen Mitbürgern an entschlossener Abwehr des brandenburgischen Eroberers nachsteht, so weit überragt er sie alle an Scharfblick in der Beurteilung Friedrich Wilhelms, dessen Grösse er erkennt, dessen Heldentum er bewundert, dem er am liebsten dienen würde, „wenns nur nicht gegen Stettin ginge“. Seines Geistes hat auch Wichenhagen einen Hauch verspürt, auch er ist im Grunde ein Feuergeist, ein Held, dessen Kern der Durst nach Ehre ist. Zwei Frauen sind es, die das gute, edle Metall, das in ihm steckt, erst fertigschmieden: Estrid von Wulffen, die unglückliche Tochter des schwedischen Kommandanten, und Ursula Hogenholt, die stolze Stettiner Kaufmannstochter. Die kluge Schwedin

weiss den ritterlichen Kaufherrn in ihren Dienst zu stellen, seinem ringenden Geist grosse Aufgaben zu schaffen: die Neuordnung der feigen, zuchtlosen Bürgerwehr zum Schutze Stettins. In seiner neuen Stellung vollbringt Wichenhagen Gewaltiges; er beseelt die schlaaffe Truppe mit dem Geist tapferster Verteidigung und zäher Ausdauer, führt sie zu achtenswerten Erfolgen und hintertreibt gleichzeitig die selbstsüchtigen Bestrebungen der Herren vom Seglerhause, die es gern mit dem Kurfürsten halten möchten. Gerade ihrem Kreise wird er näher gebracht durch seine Liebe zu Ursula Hogenholt, die noch während der Belagerung sein Weib wird. So kann nun Wichenhagen auch versöhnend auf die Gegensätze in der Bürgerschaft wirken, kann die widerstrebenden Kräfte zusammenfassen, hat aber auch selbst an seinem jungen Weibe, das das Wesen seiner rätselhaften Persönlichkeit besser erkannt hat, als er selbst, eine starke Stütze gefunden in den Stunden bangen Zweifels, wo er angesichts der furchtbaren Verwüstungen der Beschiessung an sich irrt. Nun bleibt sich Jürg W. treu, zündet selbst sein schönes Haus an, um alles Misstrauen seiner Mitbürger zu zerstören, kann „lehen und seine Kraft austoben und Grosses schaffen“. Um solches Bürgerhelden willen und der von seinem Geiste geführten Bürgerschaft kann der Kurfürst die gewaltigen Anstrengungen einer langen Belagerung auf sich nehmen; erst durch Jürg Wichenhagen wird doppelt wahr, was Estrid von Wulffen über Stettin urteilt: „Stettin ist die Staffiel zur Grossmacht in Europa; es bedeutet für die Schweden das Festland, für Brandenburg das Meer: da liegt die Grösse dieses Kampfes.“

Die günstige Lage des „Landes am Meere“ hat seine Bewohner schon früh auf die See hinausgelockt, ja kühne Seefahrer des dänischen Nachbarreiches hatten sich bei der Handelsstadt Julin einen festen Stützpunkt in der Jomsburg geschaffen. Im neunten Jahrhundert beherrschten sie von Pommern aus die Ostsee. Ausserordentlich geschäftig ist die Sage gewesen, um die kühnen Abenteuer ihrer Helden, unter denen auch manche Pommern gewesen sein mögen, zu verherrlichen. In den altnordischen Sagen dieser Jomswikinger und ihrer Helden, wie des wahrscheinlich aus Pommeru stammenden Palnatoki, haben wir die Anfänge einer pommerschen Seepoesie zu erkennen.<sup>1)</sup> Ein Zweig dieser Sagendichtung hat sich in der alten Volkspoesie der Bewohner der Faröerinseln erhalten, von der eine Probe: „Die Jomswikinger“ übersetzt und mitgeteilt ist von F. Drosihn, C. Bolle und F. Polle, Deutsche Kinderreime und Verwandtes 1897, p. 25–29.

Als vier Jahrhunderte nach der Blüte der Macht der pommerschen Wikinger jene Seeräuberbande auf der Nordsee und dem baltischen Meere ihr Unwesen trieb — „godes vrunde unde aller minschen viende“, auch „vitalien brodere“ oder „likendeler“ nannten sie sich selbst —, bis sie unter ihren Führern Claus Störtebecker und Gödecke Michel 1402 durch die Hamburger unschädlich gemacht wurde, da setzte auch bei ihr die Volksdichtung ein. Bald nach ihrer Hinrichtung entstand ein längeres Volkslied in niederdeutscher Sprache, kurz als Störtebeckerlied bezeichnet. Obwohl es lange Zeit das Vorbild für ähnliche Dichtungen war, hat sich von der ursprünglichen Fassung nur eine Strophe zufällig erhalten. Der erste hochdeutsche Druck entstand in Wien 1550, gleichzeitig aber wurde es mündlich überliefert; so hat sich ausser in Friesland eine Fassung gerade auf Rügen erhalten. Überhaupt ist die pommersche Sage von den Seeräubern überaus lebendig geblieben und hat von den beiden Anführern eine Reihe ganz individueller Züge überliefert; bis vor kurzem dienten noch die Worte „Störtebecker kommt“ auf Rügen als Schreckruf für störrische und weinende Kinder. Die hochdeutsche Fassung war noch um 1800 auf Rügen so bekannt, dass sie der Pastor Willich in Sagard aus dem Munde eines der ältesten Männer Jasmunds aufzeichnen konnte.<sup>2)</sup> Wie der Wiener Text<sup>3)</sup> besteht es aus 26 Strophen, weicht zwar inhaltlich

<sup>1)</sup> cf. L. Giesebrecht, Geschichte der Freibeuter von Jom, aus dem Isländischen, in Neue Pomm. Provinzialblätter I (1827) p. 90–139.

<sup>2)</sup> cf. Baltische Studien Bd. 14,2 (1852) p. 20–32.

<sup>3)</sup> cf. R. von Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, Bd. I, 1865 p. 210–215.

nicht von ihm ab, steht aber in Sprache und Reim weit über ihm. — Störtebecker begegnen wir hier und da auch noch in der neueren Dichtung, z. B. in W. Jensens „Tag von Stralsund“. Lieber aber beschäftigt sie sich mit jener Jungfrau, die Störtebecker geraubt und in der Höhle der Stubbenkammer als Wächterin seiner unermesslichen Schätze zurückgelassen hat. Als verwunschene Prinzessin ist sie dort gebannt und wäscht am Straude ihr blutbeflecktes Gewand; nur durch den Gruss „Gott helf“ kann sie erlöst werden. Eine — wie es scheint — spätere Form der Sage lässt sie auch tatsächlich so erlöst werden, und ihr Retter sieht noch einmal zur Geisterstunde ein Schiff nahen, dem jene alten Seeräuber, jeder das Haupt unter dem Arm tragend, entsteigen, bis sie im Innern der Stubbenkammer verschwinden. Jene ältere Darstellung findet sich, soweit ich sehe, zuerst bei dem vorpommerschen Dichter K. Lappe, der den Vorgang als Selbsterlebnis in Form eines schlichten Prosamärchens erzählt (Blätter I, 1824). Inhaltlich deckt sich mit seiner Darstellung A. von Chamisso's Romanze „Die Jungfrau von Stubbenkammer“, während sie H. Freyberg weiter ausgeführt hat in seiner Romanze „Die Jungfrau am Waschstein bei Stubbenkammer“ (a. a. O. p. 26—31). Er lässt sie an ihrem Hochzeitstage von Riga entführt und die Räuber später von dem deutschen Ordensmeister gefangen werden. Unsern Pommer K. Lappe hat dieser Wettbewerb anderer Dichter nicht sonderlich erfreut; mit bitterem Hohn verspottet er sie in seinem schalkhaften Gedicht „Jedem das Seine!“ (Blüten des Alters, 1841, p. 23.)

Ein Buch von ganz eigenartigem Wert ist die Lebensbeschreibung, die der 80jährige J. Nettelbeck von sich verfasst und J. Ch. L. Haken herausgegeben hat, 1821—1823; denn in treuherzigem Plauderton und in herzerfrischender Schlichtheit führt es uns des Seemanns Leiden und Freuden vor Augen. Vielleicht hat es niemand besser gewürdigt als L. Giesebrecht; schon 1827 schrieb er in den Neuen Pomm. Provinzialblättern, indem er besonders auf den starken heimatlichen Einschlag des Buches hinwies: „Hier gibt sich eine durchaus baltische Natur kund; man versetze diesen Charakter in Gedanken in frühere Jahrhunderte und in eine wenig veränderte Lage; was fehlt ihm zum Viking oder Seekönige? . . . Wie Nettelbeck schon im Leben die nächsten Zustände seiner Heimat kräftiger ergriffen und durchdrungen hat, so spiegeln sich diese in seiner Erzählung heiterer, höher ab, als sie uns in der täglich uns umgebenden Wirklichkeit erscheinen: das Buch führt uns schon in die Grenzen jener baltischen Poesie, welcher wir harren.“ Mag es auch Übertreibung sein, wenn ein Biograph Nettelbecks seine Lebensbeschreibung in ihrem ersten Teil eine pommersche Odyssee, im letzten eine pommersche Ilias nennt: sie bleibt doch im wahren Sinne ein echtes, von poetischem Geist durchwehtes Volksbuch.

So oft Kolbergs heldenmütige Verteidigung im Liede gefeiert ist, ist auch Nettelbecks gedacht worden; zuerst in jenen Soldatenliedern, die schon während der Belagerung von sangeskundigen Kriegern verfasst und volksliederartig verbreitet wurden. Später folgten W. Bornemann, O. F. Gruppe, K. von Holtei „Der Preusse in Lissabon“, 1827. Einen stimmungsvollen dichterischen Nachruf hat ihm auch der pommersche Dichter Benno gewidmet, 1826/27. Die schönste Verherrlichung aber hat der Kolberger Seemann und Bürger in zwei Schauspielen gefunden. So selbständig auch ihr dichterischer Wert ist, so wären sie doch ohne des Helden Selbstbiographie wohl nie entstanden. Auf P. Heyses „Colberg, Historisches Schauspiel in 5 Akten“, 1868, näher einzugehen, erübrigt sich. Die Seemannsnatur hat der Dichter trefflich gezeichnet, besonders auch durch die derbe, bilderreiche Sprache, die nachweislich durch die Biographie Nettelbecks stark beeinflusst ist. Viel näher liegt uns Stettinern „Colberg 1807, oder Heldensinn und Bürgertreue. Schauspiel in 5 Akten“, 1863, von P. Wendt, der viele Jahre selbst Stettiner Bürger war. Die Dichtung wurde bereits vor 50 Jahren (1862) vollendet und zum ersten Mal im Januar 1868 im Stadttheater zu Stettin aufgeführt, später 1875 ebenda, und in Kolberg, wo es auch noch 1908 von den Schülern des Domgymnasiums zur 50jährigen Jubelfeier dargestellt wurde. P. Wendts Schauspiel ist somit volle sechs Jahre älter als das gleichnamige P. Heyses. Vor diesem zeichnet sich das Wendtsche

vor allem durch die historische Treue des Stoffes und der auftretenden Personen aus. W. lässt nicht nur, wie jener, Gneisenau und Nettelbeck, sondern auch den 1. Kommandanten Lucadou, den Vizekommandanten von Waldcnfels und den kühnen Schill auftreten. Den dramatischen Höhepunkt bildet der Heldentod des Vizekommandanten v. W., des idealsten Vertreters des Kriegerstandes, der in manchen Zügen an Max Piccolomini erinnert. In sein rauhes Kriegerhandwerk fällt der milde Strahl der Liebe zu Marie Feilcke, der Nichte des gleichnamigen Kaufmanns. Ihr weiches, zartes Wesen entwickelt sie nach dem Tode des Geliebten zu heldenhafter Stärke, und sie macht den verzweifelten Versuch, die wenigen überbliebenen Krieger ihres Bräutigams selbst zum Rachekampf zu führen. Neben den Helden sind die Volkskreise in Szenen von packender Anschaulichkeit geschildert: Bürger, Handwerker, Soldaten, Schiffer und Lotsen. Aus der Zeichnung seiner pommerschen Landsleute spricht ein starkes Heimatsgefühl des Dichters. Wunderbar tönt in all den Kriegslärm die Poesie des pommerschen Meeres hinein; mit Recht zeigt uns Wendt, durch wie zarte Fäden die Herzen der Kolberger Bürger mit der See, ihrem stärksten Verbündeten, dem Lebenselement eines Nettelbeck und so vieler anderer, verbunden sind. Wendts Schauspiel „Colberg“ ist ebenso seines Bühnenerfolges sicher, wie seine anderen pommerschen Dramen, die auch ausserhalb unserer Heimat, z. B. im Kgl. Theater in Potsdam, mit Beifall aufgenommen sind.

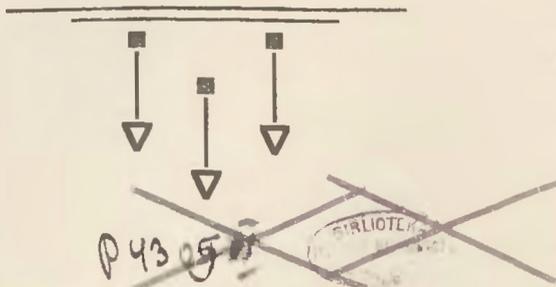
Das Meer spielt im Leben der Pommern eine so wichtige Rolle, dass wir auch sonst zahlreichen Gestalten und Motiven aus dem Seemanns- und Fischerleben in der pommerschen Dichtung begegnen. P. Wendt hat sie z. B. auch in seinem Operntext „Die Rose von Thiessow“ dargestellt. W. Meinhold hat eine der stärksten poetischen Kräfte in den Elementen des Meeres, dem er ja so nahe war; seine Seestücke sind ohne Zweifel seine gelungensten und anziehendsten Gedichte, z. B. „Der Streckelberg“ und „Der Sturm an der Ostsee“ (schon 1824). Allbekannt sind L. Giesebrechts „Normann“ (in verkürzter Form „Der Lotse“) und „De Schipper“; ja einen ganzen Cyklus von Seegedichten hat er geschaffen unter dem Namen „Buch des jungen Seemanns“, Gedichte, 1867, II p. 198 ff., denen die Erlebnisse seines Sohnes Albert zu Grunde liegen. Erklärend fügt der Dichter hinzu: „Der alte magnetische Zug nach der See wurde wieder in meiner Familie lebendig.“ Zu den schönsten Gedichten dieser Art gehört Annmariet Schultens, der unglücklichen Greifswalder Dichterin „De Schippsjung“. Das Naturschöne des baltischen Meeres und seines einzigartigen Insellandes Rügen hat G. L. Kosegarten am Ende des 18. Jahrhunderts geradezu erst entdeckt<sup>1)</sup> und in zahlreichen, z. T. tief empfundenen lyrischen Gedichten besungen.<sup>2)</sup> Ihm sind erst K. Lappe und W. Meinhold in der Verherrlichung Rügens gefolgt; jener besonders in seinem unten erwähnten Buch „Mitgabe nach Rügen“. Wie gut er die Natur der Bewohner Rügens kennt, zeigt seine humorvolle Bemerkung, a. a. O. p. 184: „Ein echter Rügianer ist ein halber Seehund; er hält sich, nach einem gemeinen Sprüchworde bei uns, zwei Hälse; den einen lässt er zu Hause, um den andern bei seinen Fahrten daransetzen zu können“. — Episch und dramatisch ist das pommersche Meer mit besonderer Liebe von H. Kruse behandelt. In seinen „Seegedichten“ 1889 hat er uns „unvergleichliche Kleinbilder des Lebens und Treibens am Strande und auf dem Meere, im Hafen und an Bord“ voll köstlichen Humors geschaffen; man kann ihn geradezu als den epischen Vertreter des Seemannslebens bezeichnen. Ihm hat sich später an die Seite gestellt J. Segebarth, der die Erlebnisse seiner jahrelangen Seefahrten besonders in erzählenden Werken darstellt. F. Spielhagen verdanken wir zwar meisterhafte Schilderungen unserer Küstenlandschaft, wir bewundern seine Kunst, mit der er die gewaltigen Naturvorgängen mit den Menschen- schicksalen zu verknüpfen weiss — ich erinnere nur an seinen grossen Roman „Sturmflut“ — doch seine Menschen hat er oft zu einseitig geschaut, auch seine Gestalten vom baltischen Strande sind nicht immer lebenswahr dargestellt. Mehr an die Wirklichkeit hält er sich noch in seiner

<sup>1)</sup> vgl. Kosegartens Brief an K. Lappe in „Mitgabe nach Rügen“ von K. Lappe. 1818 S. 92.

<sup>2)</sup> vgl. Kosegartens Dichtungen, 1824—1827, 12 Bde.

Erstlingsnovelle „Auf der Düne“, 1858, in der der Lotsenkommandeur vom Nedur, d. h. der Oberlotse vom Ruden, ein echter pommerscher Seemannstypus ist. — Nach dieser Richtung wird Spielhagen weit übertroffen von H. Hoffmann. In Stettin, Ückermünde, Swinemünde, Stolp u. a. pommerschen Orten kennt sich der Dichter aus eigener Anschauung so aus und hat Land und Leute, insbesondere die Schiffer und Fischer so aufmerksam beobachtet, dass ihm in seinen Dichtungen eine ganze Reihe derartiger Gestalten vorzüglich gelungen ist; ich nenne vor allem die von seinem sonnigen Humor verklärten Gestalten in „Tante Fritzchen“, „Von Haff und Hafem“ u. a. Doch übertroffen werden sie alle vom Busenfreund des Kaufherrn J. Wichenhagen im Roman „Wider den Kurfürsten“, vom Schiffer Niklas Pust.<sup>1)</sup> Er hat „das Gesicht eines Mannes von nicht ganz alltäglicher Erscheinung. Unter seiner geölten Schifferkappe markieren sich zunächst sehr auffällig ein Paar struppiger, halb ergrauter Augenbrauen, sehr kurz, als wären sie an den Enden rasiert, und ihre Bogen mit seltsamem Schwung nicht nach unten, sondern nach oben öffnend. Darunter zwei kleine, höchst listig zwinkernde Augen, und die runde Breite des übrigen Gesichts, das zahllose Runzeln untermischt mit Narben und Schmarren übersäen, ist nach unten abgeschlossen durch einen knapp geschorenen Kinnbart. Trotz dieser Runzeln aber sieht das Gesicht nicht sonderlich alt aus, sondern frisch und kräftig, obzwar über die Jahre der zarteren Jugend lange hinaus.“ Dazu passt seine kurze, breitschultrige Gestalt, seine krummen Beine und sein schwankender Schiffgang ganz vorzüglich. Er ist einst auf der Seefahrt zwischen Danzig und Kolberg geboren; darauf glaubt er nicht nur stolz sein zu müssen, sondern ist fest überzeugt, dass das Seeleben dem Landleben an Wert weit überlegen sei. Seine Logik ist ebenso volkstümlich, wie seine Sprache und sein trockener Mutterwitz. Auf seinen vielen Seefahrten hat er sich Erfahrung und Lebensweisheit angeeignet. Ebenso gern gibt er daher jungen Mädchen nützliche Lehren über das Heiraten — „ein Mädchen muss immer erst drei unglückliche Lieben gehabt haben, ehe es reif ist zum Heiraten, vorher ist es zu dumm und daddlig, und ein Mann gar sechs“ — wie er seinem jüngeren Freunde J. Wichenhagen in allen Lagen ein treuer Berater und Helfer ist. Er ist geradezu sein Faktotum, für das kein Auftrag zu schwierig ist: ebenso schlau und erfolgreich weiss er die Rolle eines Spions im Oderbruch zu übernehmen, wie er, ein verwegener Draufgänger, des Kaufherrn Kornschiff, die Vineta, mitten durch feindliche Kaper in den Hafen bringt. Den Brandenburgern, die auch mit ihren Schiffen Stettin bedrohen, steckt er sogar eine stolze Galeere in Brand und bringt sie als Kriegsbeute ein. Von Wichenhagens problematischer Natur hat der Schiffer Niklas Pust nichts an sich; er gehört zu den geschlossensten und gelungensten Figuren des ganzen Romans.

<sup>1)</sup> Beide Personen, auch ihre Familiennamen, sind historisch.



nie wyczyta się do domu

BIBLIOTEKA  
UNIERSYTECKA  
GDAŃSK

II 411738